

**M**  
MOEWIG

**TERRA** UTOPIISCHE ROMANE  
*Science Fiction*

Nr. 68

**SONDERBAND**



**WILSON TUCKER**

# DIE STADT IM MEER

**(THE CITY IN THE SEA)**

Eine Armee von Frauen - auf dem Marsch  
zur Stadt der Mutanten . . .

**1.- DM**

Osterreich S. 7.-  
Schweiz Fr. 1.20  
Italien Lire 200

Sonderpreis Berlin 70 Pfg.



Sonderband 68

WILSON TUCKER

# Die Stadt im Meer



---

MOEWIG-VERLAG • MÜNCHEN

Originaltitel: THE CITY IN THE SEA  
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Gisela Stege

Ein deutscher Erstdruck

---

TERRA-Sonderbände erscheinen monatlich im Moewig-Verlag, München 2, Türkenstraße 24. Postscheckkonto München 139 68. Erhältlich bei allen Zeitschriftenhandlungen. – Preis je Band 1,- DM. – Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hieronymus Mühlberger, Augsburg. – Printed in Germany 1963. – Scan by Brizzo 06/2008 – Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 8 gültig. – Für die Herausgabe und Auslieferung in Österreich verantwortlich: Farago & Co. Baden bei Wien. Dieser Band darf nicht in Leihbüchereien und Lesezirkeln geführt und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden.

## ERSTER TEIL

### 1.

Er kam von den flachen, blauen Hügeln im Westen oder vielleicht auch aus der weiten, unerforschten Ebene, die dahinter lag und immer noch ein ungelöstes Rätsel war.

Groß, schlank und gerade gewachsen bot er mit seinem außergewöhnlich sonnengebräunten Körper einen scharfen Kontrast zu den Eingeborenen der Küstensiedlungen. Die Wache im Schilderhaus bemerkte ihn nicht, und so wanderte er ungestört durch die Stadt. Seine Größe – er maß einen vollen Fuß mehr als der größte der Eingeborenen – und seine braune Haut kennzeichneten ihn deutlich als Fremden, und er zog aller Blicke auf sich, aber mit der ihnen eigenen Ängstlichkeit mieden sie ihn.

Er war barhäutig, sein Oberkörper unbekleidet, und er trug weder Schuhe noch andere Kleidungsstücke bis auf die knielange Hose. Auch das unterschied ihn von den Einwohnern der Stadt und den Angehörigen der Stämme entlang der Küste, ob sie nun in den Städten unter den Augen der Soldaten oder draußen im offenen Land lebten.

Der Fremde wanderte durch die Straßen und beobachtete die Menschen mit deutlichem Interesse, starrte ihre Feuer an und die paar Werkzeuge, die sie besaßen, und schien von ihrer Lebensweise und den verschiedenen Tätigkeiten, die sie verrichteten, fasziniert. Er betrachtete verwundert ihre blasse, weiße Haut, bemerkte ihren gleichförmig kleinen Wuchs und machte hier und da halt, um die lebhaft

bunte Kleidung zu untersuchen, die von beiden Geschlechtern getragen wurde – und die die Eingeborenen von Kopf bis Fuß bedeckte.

Er war ein Außenseiter, das merkten sie auf den ersten Blick und hielten verstohlen nach den Soldaten Ausschau. Der Fremde war zu groß – nicht einer unter ihnen war annähernd so groß – ja, er war sogar ebenso groß wie die Soldaten! Seine Haut war zu dunkel, zu gebräunt. Kein Mensch an der ganzen langen Küste besaß eine solche Haut.

Kleidung trug er fast überhaupt nicht. Sogar die Männer aus den Bergen, die manchmal in die Siedlung kamen, um sich Feuer zu holen, trugen mehr auf dem Leib. Es war einfach unanständig. Und doch, an ihm schien es nicht unanständig. Bei diesem Fremden schien das unzureichende Kleidungsstück genug zu sein. Aber die Soldaten würden ihn bald erwischen. Man konnte nicht so in der Stadt herumlaufen.

Der Fremde ließ sich Zeit.

Er blieb auf dem Markt stehen und befühlte die ausgelegten Früchte, studierte mit Augen und Fingern die reifen, gelben Bananen aus dem tiefen Süden, einige aufgeschichtete, verschrumpelte Grapefruits und winzige Orangen. Er nahm eine Banane auf und blickte den Standeigentümer fragend an.

Er besaß keinerlei Zahlungsmittel, das war klar. Der Verkäufer wußte nicht recht, was er tun sollte. Nach einem hastigen Blick nach links und rechts, ob auch keine Soldaten in der Nähe waren, winkte er dem Fremden, weiterzugehen. Lächelnd nahm der Mann die Banane und ging weiter.

Er verbrachte fast zwei Stunden damit, die Ansiedlung zu durchstreifen, von den kleinen Farmen im Norden, wo er die Stadt betreten hatte, über die Werften am Wasser, bis zu den Farmen im Süden. Und dann wartete er. Er tat nichts, ging nirgendwo hin, sprach kein Wort. Er wartete einfach darauf, daß etwas geschah.

Er brauchte nicht lange zu warten.

Eine Sicherheitsstreife wurde auf ihn aufmerksam.

## 2.

Doktor Barra eilte quer über den Exerzierplatz, die Kompaniestraße entlang bis zum Büro des Kommandanten. Der übliche Abendregen trommelte ihr auf Kopf und Schultern, floß in Kaskaden an dem eng um den Körper gezogenen Regenmantel herunter und tröpfelte in ihre hohen Stiefel. Der Exerzierplatz hatte sich in den allnächtlichen Schlammsee verwandelt, und nur eine dünne Schicht von Bruchsteinen gemahnte noch an seine eigentliche Bestimmung.

Barra verfluchte den Regen, ohne wirklich ärgerlich zu sein. Er kam regelmäßig, abends wie morgens. Er gehörte zu diesem seltsamen Land, und sie hatte sich seit langem an den ewig mit grauen Wolken bedeckten Himmel gewöhnt. Es geschah selten, daß man die Sonne in einem Monat zweimal sah.

In der Kompaniestraße hatte sie wieder festeren Boden unter den Füßen und sah, daß im Büro des Kommandanten Licht brannte. Vor der Tür stand eine Schildwache.

„Barra“, gab sich die Ärztin der Schildwache zu erkennen.

Die Wache salutierte und öffnete die Tür. Barra trat ein und schloß die Tür hinter sich.

„Schöner Abend“, sagte sie.

Der Korporal sah auf und grinste.

Captain Zee wühlte in den Schreibtischschubladen. Ihr Kopf war kaum über den Schreibtisch hinweg zu sehen, und ihre einzige Antwort war ein Brummen. Dr. Barra zog den feuchten Mantel aus und hängte ihn an einen hölzernen Haken neben der Tür; dann entledigte sie sich der schweren Stiefel. Schließlich suchte sie in ihren Taschen nach Tabak.

Der Captain fuhr hoch.

„Hier wirst du nicht deine Pfeife rauchen!“

„Genau das werde ich“, widersprach die Ärztin. „Wenn man so alt ist wie ich, wirkt das sehr beruhigend.“

Zee zog ein anklagendes Gesicht. „Du bist schon genau wie die Eingeborenen!“

„Hmmm – vielleicht. Ich bin auch um einiges länger hier als du. Warte mal ab.“ Sie stopfte ihre Pfeife, zündete sie an und setzte sich dem Kommandeur der Militärmacht der Kolonie gegenüber an den Schreibtisch. „Neulich habe ich ein paar Exportlizenzen gesehen. Danach zu urteilen, wird die halbe Bevölkerung des Mutterlandes wie die Eingeborenen.“

Zee knurrte wieder. „Das Rauchen ist eine scheußliche Angewohnheit.“

„Vielleicht. Aber zu Hause wird jemand davon reich.“

„Das geht mich nichts an. Meine Aufgabe ist es, das Militär hier zu befehligen. Wenn die Leute zu Hause im Schmutz wühlen wollen, so ist das ihre eigene Angelegenheit.“

„A propos Schmutz“, grinste Barra. „Der Platz draußen schreit nach einer neuen Lage von Steinen. Ich bin gespannt, was sie zu Hause sagen, wenn du schon wieder eine Schiffsladung Steine anforderst.“ Sie blies einen Mundvoll Rauch gegen die niedrige Decke. „Sie bluten dies Land aus und jammern um jeden Penny, den sie hineinstecken müssen.“

Hauptmann Zee starrte in den Rauch. „Manchmal wünsche ich, daß ich einen anderen Beruf ergriffen hätte“, sagte sie abwesend.

„Sonst noch etwas?“ fragte Barra. „Übrigens haben wir heute einen Stromer aufgegriffen. Einen Fremden.“

Zee nickte. „Ich habe den Bericht. Er muß irgendwo hier liegen.“

„Hast du ihn gelesen?“

„Nur flüchtig. Warum?“

„Ich würde ihn sorgfältig durchlesen“, riet Barra. „Dieser Mann ist nicht von hier.“

„Ein Mann aus den Bergen“, zuckte der Captain die Achseln. „Ist wahrscheinlich gekommen, um Lebensmittel zu stehlen, oder um Feuer zu bitten.“

„Nein“, widersprach ihr Barra wieder. „Dieser ist anders. Ich sagte, er ist ein *Mann* und keine dieser lahmen Enten, die wir hier an der Küste haben. Dieser ist weder ein Eingeborener der Küste noch einer aus den Bergen.“

Der Captain und der Korporal starrten sie an.

„Woher ist er denn dann?“

Barra zuckte die Achseln und sagte leise: „Ich weiß es nicht.“

Zee beugte sich über den Schreibtisch, ihre Augen

glänzten neugierig. „Holt ihn. Unter Bewachung.“ Der Korporal salutierte, griff sich einen Regenmantel und verschwand.

Der Captain suchte in den Papieren auf dem Schreibtisch, ohne den Bericht der Sicherheitsstreife zu finden. „Wie sieht er aus?“ fragte sie die Ärztin.

„Groß“, antwortete Barra und beobachtete den Captain. „Noch größer als du.“

Zees Gesicht zeigte, daß der Hieb gesessen hatte. „Größer als ich?“

Barra nickte. „Um mindestens zwei Zoll. Ich sagte ja, er ist ein Mann. Sechs Fuß, zwei Zoll, wie ich gemessen habe, und ich habe zweimal gemessen. Wiegt hundertachtzig Pfund und hat Muskeln wie ... wie ... nun.“ Sie breitete die Hände aus. „Ich bin sicher, daß er es mit fünf deiner Reiter aufnehmen kann.“

„Bei den gesegneten Inseln!“ Der Captain suchte fieberhaft zwischen den Papieren. „Wie haben wir ihn gefangen? Hat er sich gewehrt?“

Die Ärztin grinste. „Hat er nicht. Die Streife ging einfach auf ihn zu und sagte: ‚Nun komm mal schön mit.‘ Und er ging mit. Er versteht unsere Muttersprache nicht, spricht, wie ich festgestellt habe, kein Wort, kam aber so friedlich mit wie ein Lamm. Fast, als hätte er darauf gewartet.“

„Ein Fremder!“ wiederholte Zee lebhaft. „Von hinter den Bergen.“ Sie gab die Suche nach dem Bericht auf. „Acht lange Jahre habe ich jetzt in diesem Dreckloch gelebt, acht Jahre voll Regen und Schlamm. Meine Haut ist weiß geworden, und ich habe meinen Ehrgeiz verloren. Acht Jahre mit faulen, schlampigen Eingeborenen und Ex-

portquoten, die eingehalten werden müssen, acht Jahre Betteln um Nachschub von zu Hause. Ich bin im Meer geschwommen und auf alle erreichbaren Berge geklettert. Ich habe auf der Halbinsel im Süden Bananen gepflückt und im Norden Eisblöcke geschnitten. Und acht Jahre lang habe ich mich gefragt, was wohl hinter den Bergen liegt! Und jetzt, nach acht Jahren, werde ich es endlich herausfinden!“

„Vielleicht“, meinte Barra.

„Was meinst du damit?“

„Ich habe doch gesagt, der Mann kann nicht sprechen.“

„Schwindel.“

Barra lächelte entwaffnend. „Es gibt einen anderen Weg.“

„Und der wäre ...?“

„Wir haben einen Führer. Schick eine Expedition aus.“

Vor Schreck über die Waghalsigkeit dieses Vorschlags fiel Zee in ihren Stuhl zurück. Sie machte den Mund auf, um die Ärztin einen Dummkopf zu schimpfen und schloß ihn wieder, ohne etwas zu sagen.

„Das ... das wäre leichtsinnig“, sagte sie schließlich.

„Zee, sieh mal auf die Karte.“ Dr. Barra drehte sich in ihrem Stuhl um und zeigte auf die Wand. „Sieh mal: Da ist ein langer Streifen Land, das wir kennen. Nicht ganz zweitausend Meilen vom Land des ewigen Schnees bis zu der tropischen Halbinsel – das ist die Kronkolonie West-Somerset. Zweitausend Meilen ...“ Sie sprang auf und trat an die Karte. Ihr Finger zeigte auf das nördliche Ende.

„Hier gibt es nichts als ein paar armselige Eingeborene, die im Sommer kärglich leben und im Winter hungern und frieren. Hier unten finden wir schon etwas mehr; hier bear-

beiten wir Metalle für den Export und bauen Korn an. Und hier bauen wir Äpfel und Trauben an, hier Tabak, hier Baumwolle und schließlich hier unten im Süden Früchte, die es zu Hause nicht gibt. Zee, das ist die ganze Länge dieses Landes, und wir kennen sie. Was wissen wir aber von seiner Breite?“

Barra fuhr mit dem Finger von der Küste zu den Bergen. „Wir kennen nur ein paar hundert erbärmliche Meilen. Denk doch, Zee, nur ein paar hundert Meilen, und dann halten uns die Berge auf. Und was ist dahinter? Was zeigt die Karte? Ein großes, weißes, leeres Gebiet, bezeichnet ‚unbekannt‘. Zee, siehst du die Möglichkeiten?“

„Ich sehe nur einen großen weißen Fleck.“

„Aber so ist es doch nicht in Wirklichkeit! Denk an die Geschichte! Denk an die Karten vor hundert Jahren. Wie sahen die aus? Da gab es die Inseln und einen engen Kanal, der uns vom Großen Kontinent trennte, und auf der anderen Seite des Kanals lagen die Kronkolonien. Und hinter den Kolonien? Wieder große weiße Flächen mit der Bezeichnung ‚unbekannt‘. Der ganze Große Kontinent ‚unbekannt‘, Zee, und noch heute ist nicht alles erforscht! Denk doch daran, was die Expeditionen alles fanden! Denk an den unendlichen Reichtum, den sie entdeckten und immer noch entdecken! Besieh dir die Karten der bekannten Welt heute ... Da sind die Inseln, der Kanal, die Kolonien, aber hinter den Kolonien, wo die unbekannt Flächen waren, sind heute ganze Länder verzeichnet und stehen uns offen. Da hast du deine Antwort, Zee.“

„Aber da ist ein Unterschied zwischen West-Somerset und dem Großen Kontinent.“

„Aber nur in einer Hinsicht – es gab keine Bergkette hinter dem Kanal und den Kolonien. Hier haben wir die Berge. Hinter den Bergen liegen weite Ebenen – die Eingeborenen haben oft davon gesprochen.“

„Die Eingeborenen erzählen auch von Barbaren, die mit dem Blitz spielen und Fleisch essen“, erinnerte sie der Captain.

„Dummer Aberglaube! Was weiß dieses Küstenvolk vom Innern des Landes! Sie sind nie über die Berge hinausgekommen. Sie erfinden Geschichten, um die Jungen zu erschrecken und die Alten zu amüsieren.“

„Vielleicht, Barra, vielleicht. Aber aus welchem Grund glaubst du, daß es dort ein Paradies gibt?“

Barra schüttelte ungeduldig den Kopf. „Ich glaube nicht, daß es dort ein Paradies gibt, Zee. Ich fasse nur die Möglichkeiten ins Auge, gemessen an dem, was wir auf dem Großen Kontinent gefunden haben. Ja, steckt denn kein Fünkchen Abenteuerlust in dir, Zee?“

„Nein.“

„Zee, ich bin Ärztin. Ich habe den menschlichen Körper länger studiert, als ich zugeben möchte. Ich habe den Mann, den die Streife brachte, untersucht, wie es Vorschrift ist. Sein Körper ist gesund, kräftig, vital. Nein – ich sagte nicht, daß auf der anderen Seite der Berge ein Paradies liegt, aber ich erkläre hiermit, daß es dort ein Land gibt, dessen Klima viel gesünder ist als das, in dem wir hier leben. Warte nur, bis du den Mann siehst.“

„Doktor, dein Benehmen ist befremdend. Ich habe dich noch nie so sprechen hören.“ Zee starrte die Ältere an.

„Es ist mein gutes Recht, mich befremdend zu beneh-

men – ich bin plötzlich vom Ehrgeiz gepackt, Zee. Ich muß sehen, was auf der anderen Seite der Berge liegt!“

Schweigen. Barra rauchte ihre Pfeife und blies den Rauch an die Decke. Der Captain lauschte dem Regen auf dem Dach und sah dem Rauch zu, der sich aufwärts ringelte. Sie schien den Tabakgeruch nicht zu bemerken. Draußen hörte man die regelmäßigen Schritte des Wachtpostens.

Zees Augen wanderten zur Karte. Die Kronkolonie West-Somerset erstreckte sich wie ein riesiger Viertelmond von Norden nach Süden, den tiefen Ozean auf der einen, die Berge auf der anderen Seite. Was lag hinter Bergen und Meer? ‚Unbekannt‘.

In den acht Jahren, seit sie ihr Offizierspatent bekommen und sich nach einer Abschiedsaudienz bei der Königin hierher eingeschifft hatte, war sie immer wieder unterwegs gewesen, hatte die Eingeborenen beim Ernten beobachtet, hatte die Bevölkerung überwacht und dafür gesorgt, daß der größte Teil der Ernten nach Hause verschifft wurde. Außerdem hatte sie Moral, Gesundheit und Kampfkraft ihrer Truppen aufrechterhalten. Mehr hatte sie nicht zu tun. Nur ein paar hundert Meilen zwischen See und Bergen zu bewachen. Was war auf der anderen Seite?

Auch zu Hause hatte man darüber gesprochen. Mit mehreren Tausend anderer Mädchen hatte sie sich beim Militär verpflichtet, und von da an war das Militär ihr Lebensinhalt gewesen. Sie hatte nie ans Heiraten gedacht und jeden Gedanken daran in ferne Zukunft geschoben, vielleicht bis zu ihrer Pensionierung. Die Männer auf den Inseln waren nur wenig besser als die Eingeborenen. Sie waren ein paar Zoll größer und natürlich gebräunter als die Männer der Koloni-

en. Sie waren selbstverständlich intelligenter, ansehnlicher und zeigten einige Handfertigkeit. Aber im Augenblick konnte sie mit ihnen nichts anfangen.

Die Ärztin hatte das Wort *Mann* seltsam hervorgehoben.

Wieder glitten ihre Augen über die Karte und die weißen Stellen hinter den Bergen.

„Er hat keinen Widerstand geleistet, sagtest du?“ fragte sie plötzlich.

Barra schüttelte den Kopf. „Überhaupt nicht.“

„Ein gutes Exemplar in physischer Hinsicht?“

„Perfekt. Ich wünschte, ich hätte seine Zähne! Und ich wette, er kennt weder Schnupfen noch Magenverstimmung oder Arterienverkalkung. Mein Gott – was für ein Körper!“

Captain Zee sah sie nachdenklich an. „Für eine Ärztin sprichst du aber sehr enthusiastisch.“

„Ich?“ Barra war entrüstet. „Ich spreche nur als Ärztin, nicht als Frau.“

„Das hoffe ich. Der Fremde spricht nicht?“

„Er kann nicht“, antwortete Barra. „Er versteht unsere Sprache nicht. Kennst du seine?“

„Warum ist er hergekommen?“

„Weiß ich nicht. Die Eingeborenen haben der Streife erzählt, daß er nur herumgegangen ist und sich alles angesehen hat.“

Zee kniff die Augen zusammen. „Spionage?“

„Für wen?“

Das konnte sie nicht beantworten. „Ich möchte gerne wissen, warum er gekommen ist. Wenn er physisch so ist, wie du sagst, ist er hier fehl am Platze und sicherlich intelligent genug, das zu erkennen. Die Männer aus den Bergen

bleiben nie hier – sie können unter diesen Bedingungen nicht leben. Diesem Mann müßte es auch so gehen.“

„Aber“, entgegnete die Ärztin, „bis jetzt hat er noch gar nichts tun können. Er wurde doch sofort festgenommen. Und jetzt will er wahrscheinlich schon wieder fort.“ Sie paffte vor sich hin und fügte hinzu: „Ich würde es jedenfalls wollen.“

Captain Zee warf ihr einen mißtrauischen Blick zu. Dann klopfte es an der Tür, und der zurückkehrende Korporal trat mit tropfnassem Regenmantel in Begleitung zweier Wachen und des Fremden ein.

Der Korporal salutierte. „Der Stromer, Captain.“ Sie trat beiseite, um den nassen Mantel auszuziehen.

Captain Zee starrte den Mann offenen Mundes an.

„Barra! Bei allen Heiligen, er ist ja nackt!“

„Nicht ganz“, kicherte Barra. „Der Kerl trägt doch eine Art Hose.“

„Aber das ist unanständig!“

„Das scheint ihn nicht zu stören.“

### 3.

Der Captain kam langsam hinter dem Schreibtisch hervor und ging mit ungläubigem Staunen auf den Mann zu. Dr. Barra beobachtete den Ausdruck eines völlig neuen Gefühls auf ihrem Gesicht. Sie glaubte zu erkennen, was sie sah. Zee blieb auf Armeslänge vor dem Mann stehen.

„Barra, er ist so groß!“

„Wahrscheinlich ist das hinter den Bergen die normale Größe.“

„Und sieh dir diese Bräune an! Ich habe noch nie jemand gesehen, der so braun ist!“

„Da drüben scheint ja auch die Sonne. Immerzu.“

Schließlich sah Captain Zee dem Mann in die Augen. Die Schocks, die sie erhielt, jagten einander so, daß es fast wie ein einziger schien. Er senkte weder den Blick noch wick er dem ihren aus, wie die Eingeborenen; er hielt ihren Blicken stand, suchte, ja erzwang ihre Aufmerksamkeit. Und erschreckte sie mit einer intensiven – ja, was war es eigentlich? – Kraft vielleicht, Lebendigkeit oder eine innere Spannung, die sich in seinen Augen offenbarte. Er starrte zurück, ruhig, anmaßend und aufmerksam.

Was hatte Barra über ihn gesagt? Daß der Mann gesund und – vital sei. Ja, das war's. Vitalität. Wie er so dastand, ruhig und unbewegt, schien sich seine Vitalität in seinen Augen konzentriert zu haben und sie wie die unwiderstehliche Kraft eines Magneten anzuziehen. Und noch etwas war da, etwas, das sie nicht gleich definieren konnte, etwas, das einem Mann nicht anstand.

Seine Augen hatten einen Ausdruck, der sie an etwas erinnerte, das lange her und weit fort war.

Er zuckte mit den Wimpern, und sie trat zurück. Ihre Aufmerksamkeit richtete sich jetzt auf andere Dinge als nur seine Augen, und sie bemerkte, daß er am ganzen Körper naß war. Sie wandte sich an den Korporal.

„Warum hast du ihm keinen Mantel gegeben?“

„Hab ich versucht, Captain. Er weigerte sich, ihn anzuziehen, Captain.“

„Er weigerte sich?“

„Ja, Captain. Die Wachen haben mir erzählt, er weigert

sich auch, nur ein Stück von den Kleidern anzuziehen, die man ihm angeboten hat, Captain.“

Barra unterbrach sie. „Er will es so, Zee. Ich glaube nicht, daß er Kleidung braucht.“

„Aber das ist doch Wahnsinn! Er wird sich eine Lungenentzündung holen!“

Die Ärztin blickte zu dem Mann hinüber. „Ich glaube kaum“, stellte sie fest, „daß er so lange hierbleiben wird.“

„Er wird bleiben, bis ich ihn entlasse“, schnappte Zee.

Barra antwortete nicht. Sie beobachtete den Mann.

Schließlich fragte Zee: „Hat er etwas gegessen?“

„Nur etwas Obst, Captain. Sonst nichts.“

„Nun, wir kommen also wenigstens etwas voran. Das zeigt, Doktor, daß er entweder Obst kennt und es gerne ißt, oder daß es ihm völlig fremd ist und er es daher probiert hat.“

„Offensichtlich“, kommentierte Barra. „Eins oder das andere.“

Der Captain runzelte die Stirn. Wollte sich die Ärztin über sie lustig machen? Was sollte sie nur mit ihm anfangen? Wenn er hierblieb, mußte er mehr Kleidung tragen, und wenn er sich weigerte, mußte man ihn in die Berge zurückschicken. Oder ihn ständig im Wachgebäude halten.

Dr. Barra, die anscheinend Gedanken lesen konnte, sagte: „Ich finde, er würde ein guter Führer für unsere Expedition sein.“

Sie erhob sich von ihrem Stuhl, ging an die Wandkarte und nahm sie herunter. Der Fremde folgte ihr mit den Blicken. Nachdem sie die Karte auf dem Schreibtisch ausgebreitet hatte, zeigte sie auf einen kleinen Punkt auf der Karte, der die Ansiedlung darstellte. Er sah aufmerksam

zu. Mit ihrem Finger wies sie auf die Küstenstadt und dann auf sich selber. Der Mann wartete.

Dann lud Barra ihn mit einer Handbewegung ein, sich selbst auf der Karte zu identifizieren.

Ohne zu zögern trat er näher heran, legte seine Hand flach auf die Bergkette und wischte mit der Hand nach Westen über die unbekanntem Gebiete hinweg bis an die Holzleiste am Rand der Karte.

„Nun, das sind Neuigkeiten“, sagte Dr. Barra.

„Wirklich, Doktor? Er hat nur bestätigt, was wir uns schon gedacht haben. Daß er irgendwo hinter den Bergen lebt.“

„Wir haben auch erfahren“, bedeutete die Ärztin, „daß er Karten lesen kann. Sag mal, Zee, wann hast du je einen Eingeborenen Karten lesen sehen?“

Zee wandte sich um und betrachtete den Mann genau.

Dr. Barra lehnte sich über den Schreibtisch und nahm einen Griffel auf. Während der Fremde aufmerksam zusah, machte sie ein paar Striche auf der Karte, um ihm zu zeigen, wozu das Instrument diente und reichte es ihm. Er nahm es zwischen Daumen und Zeigefinger, was sie mit Vergnügen beobachtete und ihr eine andere Folgerung, die sie bis jetzt für sich behalten hatte, bestätigte.

Er zögerte einen Augenblick und setzte dann den Griffel etwa einen Zoll östlich der Küste im Meer auf. Er zeichnete rasch eine neue Küstenlinie, die nahe bei der jetzigen Nordspitze des Schneelandes begann und südlich bis hinunter zur Halbinsel führte. Als er die Halbinsel erreichte, zögerte er einen Moment und zeichnete dann eine neue, die größer und breiter war als die jetzige.

„Und was soll das sein?“ fragte der Captain mit leichtem Sarkasmus.

Barra schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht. Aber ich glaube, er weiß es.“ Sie zeigte auf das weiße Gebiet westlich der Berge und klopfte mit dem Finger darauf, um seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Und dann zeigte sie wieder auf ihn.

Er wartete einen Moment, studierte den weiten, weißen Raum eingehend und zeichnete dann eine große Wasserfläche, die weit am westlichen Rand der Karte begann und sich bis zur Mitte erstreckte. Die Wasserfläche war ziemlich schmal, wo er begann, aber gegen Süden weiteten sich die Küsten und sie wurde zu einem großen Meer, das sich am unteren Ende der Karte mit dem gedruckten Meer vereinigte. Es umspülte die Berge westlich der Halbinsel.

„Ein Meer? Noch ein Meer? Versucht er uns zu sagen, daß wir uns auf einer Insel befinden, Barra?“

„Wohl eher auf einem Kontinent. Schau mal her. Wenn sich dieses Meer bis ganz hinauf in die Mitte des Landesinneren erstreckt, dann können wir doch mit unseren Schiffen die Halbinsel umsegeln, die Berge umgehen und wieder nach Norden fahren bis mitten in das Land hinein! Welch ein Glück! Ein großes Binnenmeer!“

Der Mann trat dichter an die Karte heran und betrachtete den kleinen Stern, der die Ansiedlung markierte. Dann zeichnete er sorgfältig einen anderen Stern an der Nordküste des neuen Meeres ein.

„Bei den gesegneten Inseln! Eine Stadt, Barra. Eine Stadt!“

Die Ärztin klopfte mit ihrem Fingernagel auf die neue Stadt und wies dann fragend auf ihn.

Wieder legte der Mann die flache Hand auf die Karte und wischte von den Bergen aus über das ganze westliche Gebiet.

„In Ermangelung einer besseren Bezeichnung könnte man ihn als Wanderer bezeichnen“, schlug die Ärztin vor. „Anscheinend streift er herum.“ Mit beruflichem Interesse betrachtete sie seine Füße.

„Und er hat ganz schöne Strecken zurückgelegt – barfuß.“ Sie sah ihm ins Gesicht, traf seine Augen und hätte ihn fast angelächelt.

Er reichte ihr den Griffel und trat von der Karte zurück.

„Wie heißt er?“ fragte Captain Zee.

Die Ärztin starrte sie an. „Wie soll ich das wissen?“

„Er muß sich doch irgendwie identifizieren können!“

„Seine Identifizierung ist er selbst. Alles, was du siehst. Aber ich nenne ihn Zwo-vierundachtzig.“

„Zwo ... Warum?“

„Registriernummer. Er ist der zweihundertvierundachtzigste Stromer, den die Streife aufgelesen hat. Vor über zwanzig Jahren hatte ich meinen ersten Fall. Der hatte eine Mundinfektion. Da habe ich mich mächtig aufgeregt, und seitdem nicht mehr. Bis Zwo-vierundachtzig kam.“

„Ich weiß, was du jetzt sagen willst – er ist perfekt.“

„Gut, daß du mir zustimmst“, sagte Barra zufrieden.

Der Korporal grinste.

„Bringt ihn wieder fort!“ fuhr Zee die Wachen an.

Die Wachen postierten sich zu beiden Seiten des Mannes. Unaufgefordert und als ob er den Befehl verstanden

hätte, drehte er sich zur Tür um. Auch die Wachen machten kehrt und wollten abmarschieren. Zee starrte erstaunt seinen Rücken an.

„Wartet!“ befahl sie und trat näher an ihn heran. „Barra, komm doch mal her! Sieh dir mal diese Narbe an!“

„Ich habe sie mir angesehen. Du kannst es im Bericht nachlesen.“

Der Captain beugte sich noch weiter vor. „Kein Pfeil oder Speer – Barra, diese Narbe stammt nicht von einer Klinge.“

„Ich weiß.“

„Aber was für eine Waffe hat sie denn verursacht?“

„Das“, bekannte die Ärztin, „weiß ich nicht.“ Sie blickte wieder auf die Narbe, die ihr von Anfang an rätselhaft gewesen war. „Wenn ich wüßte, was hinter dieser Narbe steckt, könnte ich dir eine Menge darüber erzählen, wie es hinter den Bergen aussieht.“

Captain Zee saß hinter ihrem Schreibtisch und rieb sich mit den Fingerspitzen die Augen. Sie sah immer noch den Mann und die Wachen vor sich – die Wachen, in schützende Regenmäntel gehüllt, und den Mann, dem das Wasser den bronzenen Rücken hinunterlief, über die Narbe hinweg.

„Barra“, sagte sie schließlich, „glaubst du das?“

„Was?“ Die Pfeife fing wieder an zu brennen.

„Daß es auf der anderen Seite der Berge ein Binnenmeer gibt. Und eine Stadt.“

„Ja ...“ Sie zog an der Pfeife. „Ja, ich denke schon.“

„Aber was für eine Stadt? Wer hat sie gebaut? Wer lebt darin?“

Barra zuckte die Achseln. „Was bedeutete die Küstenlinie, die er hundert Meilen weit in das Meer hineingezeichnet hat? Ich weiß es nicht. Ich möchte es herausfinden.“ Sie sah auf die Karte. „Vielleicht haben seine Leute die Stadt gebaut, oder seine Vorfahren. Schließlich könnte dies Land Hunderte – ach, Unsinn! Dies Land könnte Tausende von Jahren alt sein, Zee. Es könnte seit Anfang der Welt bestehen oder vor einer halben Million Jahre aus dem Meer emporgestiegen sein. Wir sollten nicht vergessen, daß *wir* es sind, die neu hier sind. Wir sind erst ein halbes Jahrhundert hier. Und was bedeutet das für einen, der – wie lange? – hier ist?“

„Warum sind wir denn nicht schon früher mit ihnen in Berührung gekommen?“

„Woher wissen wir, daß das nicht geschehen ist?“ fragte die Ärztin bedeutungsvoll.

Zee starrte sie an. „Glaubst du ...“

„Noch einmal, ich weiß es nicht. Diesen einen haben wir aufgelesen, aber er muß ja nicht der einzige gewesen sein, der uns von den Bergen herab beobachtet hat.“

„Daran habe ich auch schon gedacht. Und ich mache mir Gedanken über die Narbe. Über eine seltsame Waffe, die wir nicht kennen.“

„Ich gebe zu, das ist ein Problem, vor dem wir noch nie gestanden haben. Geschichte ist meine Schwäche – ich habe sie schon immer studiert, und bei allen Expeditionen auf dem Großen Kontinent haben wir es nie mit Waffen zu tun gehabt. Gelegentlich haben wir ein Volk mit Waffen wie den unseren gefunden, aber niemand hat es bis jetzt mit unseren Truppen aufnehmen können.“ Sie blies eine dicke

Rauchwolke gegen die Decke. „Und es macht mich verrückt, daß ich die Ursache der Narbe nicht entdecken kann. Es ist eine Beleidigung für meinen Beruf.“

„Es ist eine noch größere Beleidigung für meinen, wenn wir Unbekanntes existieren lassen“, sagte Zee trocken.

„Gut! Du hast also vor, hinüberzugehen?“

„Barra, ich kann nicht anders. Bis jetzt waren wir hier die Herren und hatten alles unter Kontrolle. Aber jetzt ist ein Fremder aufgetaucht, und wir haben seinesgleichen noch nie zuvor gesehen. Und er trägt eine Narbe, die von einer Waffe stammt, von der wir uns nicht haben träumen lassen. Barra, das stellt uns vor ein Problem, das wir nicht ungelöst lassen dürfen. Für unsere eigene Sicherheit müssen wir herausfinden, was – und wer – da drüben lebt.“

„Zwo-vierundachtzig“, sagte Barra.

Zee starrte auf die geschlossene Tür. „Er hat so seltsame Augen ... Ich habe etwas darin gesehen ...“

Barra sah sie an.

„Ich wünschte, ich wüßte, was ich in seinen Augen gesehen habe!“

„Er ist ein Fleischesser“, erzählte ihr die Ärztin. „In deren Augen kann man alles mögliche sehen.“

„Ich wundere mich noch immer über seine Größe.“

„Sechs Fuß zwei. Zweimal gemessen.“

„Dickköpfig und frech dazu. Hast du das gemerkt? Er hat anscheinend niemals unter einer Autorität gelebt.“

„Er wandert“, wiederholte Barra. „Er wandert umher.“

„Barra ...“ Der Captain wandte sich um. „Wie alt, glaubst du, daß er ist?“

Barra nahm die Pfeife aus dem Mund. „Ich weiß es nicht.“

„Nein, ich meine, was schätzt du? Nach einer gründlichen Untersuchung solltest du doch sein Alter schätzen können. Was meinst du?“

Barra schüttelte den Kopf. „Keine Ahnung.“

„Gar keine? Aber sicher ...“

„Gar nichts sicher! Bei ihm ist gar nichts sicher. Zee, such um Himmels willen den verflixten Bericht und lies ihn. Bei diesem Mann bin ich mit meiner Weisheit am Ende. Ich kann dir nicht sagen, wie alt er ist, ich kann nicht schätzen, wie alt er ist. Seine physischen Merkmale lassen sich einfach nicht schätzen, und das ist alles.“

Zee starrte sie an. „Ist wirklich alles so fremdartig? Barra, sag mal ...“ Sie hielt inne und sah die Ärztin an. „Barra, was *vermutest* du denn in bezug auf sein Alter?“

„Willst du das wirklich wissen?“

Zee nickte. „Ich kenne dich ziemlich gut, Doktor. Ich weiß genau, was hinter all diesem Gerede von Berufsstolz und Ethik steckt. Ich weiß, du mußt einen Weg finden, um ein gestelltes Problem zu lösen, und sei es nur, um deine Eitelkeit zu befriedigen. Und wenn du keine medizinisch akzeptierbare Schätzung machen kannst, hast du wenigstens eine Vermutung. Ich will wissen, was du vermutest.“

„Es wird dir nicht gefallen, ich warne dich!“

„Was vermutest du? Wie alt glaubst du, ist er?“

Barra legte die Pfeife auf den Schreibtisch. Langsam sagte sie: „Zwischen ein- und zweihundert Jahre.“

Captain Zee starrte sie ungläubig an. „Das ist phantastisch!“

„Ich sagte ja, es wird dir nicht gefallen.“

„Oh, aber Barra, das ist doch zu unglaublich.“

„Natürlich. Genau wie seine Größe, sein Körperbau, seine Fähigkeit, Karten zu lesen. Natürlich ist es phantastisch. Wenn es dich glücklich macht, nimm doch einfach an, er sei in deinem Alter. Aber ich bleibe bei meiner Vermutung. Über einhundert.“

„Aber niemand kann so alt werden.“

„Niemand von uns. Zee, als ich den Mann untersucht habe, stellte ich fest, daß sein Arm vor langer Zeit einmal gebrochen war. Das war mein erster Anhaltspunkt. Die Knochen waren ausgezeichnet gerichtet worden und gut verheilt; was mich stutzig machte, war, daß der Knochen vor etwa fünfundsiebzig Jahren gebrochen sein mußte.“ Sie nahm die Pfeife wieder auf und klopfte sie auf dem Fußboden aus. „Du erkennst immer noch nicht den faszinierenden Aspekt: Wenn er jetzt etwas weniger als zweihundert Jahre alt ist und im besten Mannesalter, was versteht man dann unter Alter?“

„Aber wenn wir das wirklich annehmen, könnte er ... könnte er ...“

Barra beendete den Satz für sie. „Könnte er fünfhundert Jahre alt werden. Oder tausend. Wer weiß?“ Sie steckte die Pfeife ein und erhob sich. „Bitte, such den Bericht und lies ihn gründlich. Ich gehe schlafen – es ist spät.“ Sie blieb an der Tür stehen und zog ihren noch immer feuchten Mantel an. Der Captain sah nachdenklich in die Luft.

„Für den Fall“, sagte Barra gutgelaunt, „daß dir später ein Licht aufgeht, denk daran, daß er ein Mann ist ... ein ganzer Mann.“ Sie öffnete die Tür und trat hinaus.

Zee starrte hinter ihr her.

Nach einer Weile stand sie auf und ging im Büro hin und her. Sie blieb vor der Karte stehen und betrachtete das westliche Meer, das er eingezeichnet hatte, dann die mysteriöse Küstenlinie, die nicht existierte, und dann wieder den winzigen Stern, der eine fremde Stadt darstellte. Ihr fiel plötzlich ein, daß man die Entfernungen nicht kannte – es gab nicht den kleinsten Anhaltspunkt dafür, wie weit das Meer und die Stadt entfernt waren. Es war jedenfalls nicht nah: Er hatte hinter den Bergen einen großen, leeren Raum gelassen. Aber es konnten Hunderte oder auch Tausende von Meilen dazwischen liegen. Eine Expedition würde auf gut Glück losmarschieren müssen, ohne zu wissen, wie weit die Reise gehen würde.

Man müßte sich aus dem Land versorgen und könnte nur ein Minimum an Gepäck mitnehmen. Höchstens ein paar Wagen konnte man hier entbehren. Truppen? Sie studierte die Karte von West-Somerset.

Es wäre unklug, sie alle aus einem Abschnitt zu nehmen.

Ein paar aus dem Norden, die für wärmeres Klima fällig waren, ein paar aus den Küstenorten, wo man sie nicht vermissen würde, und ein paar von der Halbinsel ..., die würden am besten dran sein, denn sie waren schon an die Hitze gewöhnt. Hinter den Bergen schien die Sonne ununterbrochen. Er hatte eine wunderbare Sonnenbräune. Und seine Augen!

Seine Augen!

Mit einer abrupten Bewegung nahm sie ihren Mantel vom Haken und warf ihn um die Schultern. Die verwunderete Wache draußen vollführte eine hastige Ehrenbezeugung,

als sie vorbeirannte. Am Ende der Kompaniestraße sah sie Licht in dem Häuschen der Ärztin und rüttelte an der Tür.

Barra rief: „Herein!“

Zee stieß die Tür auf und stand im Türrahmen.

„Barra, mir ist eingefallen, was es ist!“

„Was was ist?“

„Der Blick in seinen Augen. Jetzt habe ich es erkannt.“

„Oh – das.“

„Es ist Intelligenz. Barra. Dieser Mann besitzt regelrechte Intelligenz!“

„Zee, warum liest du nicht meinen Bericht? Da steht's doch drin!“

#### 4.

Als Zee am nächsten Morgen erwachte, galt ihr erster Gedanke dem Gefangenen. Warum nur?

Während sie am Offizierstisch frühstückte, beobachtete sie die Leute in der Kantine. Sie waren recht aufgekratzt. Auch einige der Offiziere, bemerkte sie, zeigten ein neues, seltsames Gebaren. Sie fühlte, daß viele Augen sie beobachteten, wenn sie nicht hinsah. Erst später, auf dem Weg zu ihrem Büro, erriet sie den Grund.

Es hatte sich schon herumgesprochen, daß eine Expedition über die Berge geschickt werden sollte.

Wer hatte es nur weitererzählt? Sie hatte doch den Gedanken noch gar nicht ausgesprochen! Dr. Barra? Oder hatten die Truppen es mit einer Art sechstem Sinn erraten?

Sie fand ihr Büro musterhaft sauber, alle Papiere säuberlich geordnet und den gesuchten Bericht oben auf dem

Stoß von Papieren auf ihrem Schreibtisch. Der Korporal war ungewöhnlich beschäftigt und widmete seinen Berichten eine noch nie dagewesene Aufmerksamkeit. Zee sagte ihr guten Morgen und setzte sich. Der Korporal wollte also auch die Berge stürmen.

„Avon“, sagte sie, „bringen Sie mir die Personalakten. Ich brauche ausgesuchte Truppen.“

„Jawohl, Captain.“ Der Korporal schoß quer durch das Zimmer zu den Aktenschränken.

„Und schicken Sie mir den Versorgungsoffizier und den Transportsergeanten. Oh, ja – wenn Sie Dr. Barra sehen, bitten Sie sie, zu mir zu kommen, wenn sie Zeit hat.“

„Jawohl, Captain!“

Der Transportsergeant lehnte am Rad eines Wagens und grinste.

„Drei, nur drei, hat sie gesagt! Wißt ihr, was das heißt, ihr Küken? Nur drei Wagen! Das heißt, wir werden schnell und weit marschieren. Wir werden auf der Erde schlafen und uns zu essen holen, was wir finden. Wir nehmen nur soviel mit, daß wir für den Notfall gerüstet sind, alles andere müssen wir schießen. Wir nehmen nur zwei Tanks voll Trinkwasser mit; wenn die leer sind, müssen wir aus Flüssen trinken. Wie findet ihr das? Na, auf dieser Reise gibt's keine unerfahrenen Küken!“

Der Sergeant, eine stramme Frau in den mittleren Jahren, amüsierte sich anscheinend königlich.

„Drei Wagen?“ wiederholte jemand aus der Menge, die sie umstand. „Und die Maschinen? Wie sollen wir im Dschungel Holzkohle machen?“

„Maschinen? Pustekuchen! Auf dieser Reise gibt's keine

Kohlenbrenner. Ich sagte ja, wir reisen schnell und weit. Drei der besten Gespanne, das hat sie gesagt, drei Gespanne und eins in Reserve.

Und außerdem“, fügte der Sergeant verächtlich hinzu, „gibt es keinen Dschungel da drüben. Wir werden ganz gewöhnlichen, ebenen Boden unter den Füßen haben. Ich habe es auf der Karte gesehen. Und dahinter ist noch ein großes Meer. Das ist unser Ziel.“

„Wann marschieren wir los, Sergeant?“

„Wir? Dir geht's wohl nicht gut. Ich nehme fünf mit – ich und fünf andere. Nicht mehr als zwei Fahrer für jeden Wagen, lautet der Befehl. Die zähesten, die ich habe – Frauen, die die ganze Nacht hindurch sich um die Pferde kümmern und dann den ganzen Tag kämpfen können, wenn es sein muß. Ich kann keine Küken gebrauchen.“

Der Versorgungsoffizier war offensichtlich wenig enthusiastisch. Sie saß auf ihrer Kojе und bürstete sich die Haare. Ihre Stubenkameradin sah zu.

„Ich würde ja lieber hierbleiben“, sagte der Versorgungsoffizier noch einmal. „Ich habe nicht das geringste Interesse an dem, was sich vielleicht auf der anderen Seite der Berge befindet. Vermutlich Hunderte von Barbaren. Schmutzige Leute. Und stell dir vor, man mutet uns zu, daß wir uns aus dem Land versorgen! Weißt du, was das heißt? Jeden Tag irgendein wildes Tier säubern und kochen, wenn die Leute das Glück haben, eins zu erwischen. Scheußliches Leben!“

„Donnie“, sagte ihre Stubenkameradin plötzlich, „ich will nicht, daß du gehst.“

Donnie lächelte sie an. „Mach dir keine Sorgen, Kind.

Ich gehe nicht – nicht, solange ich noch meine fünf Sinne beisammen habe. In der Nacht, bevor wir abmarschieren, meldest du mich dem Doktor.“

„Oh, Donnie, bitte geh nicht!“

„Reg dich nicht auf, ich gehe ja nicht. Du hättest es hören sollen, sie nimmt drei Wagen mit. Kannst du dir das vorstellen? Nur drei! In einem Lebensmittel und Wasser, im zweiten Schlafsäcke und im dritten Waffen. Nicht einen einzigen Luxusgegenstand, keinen Faden persönlichen Eigentums außer, was wir auf dem Rücken tragen. Widerlich! Sie erwartet, daß wir alle auf der Erde schlafen. In einer Woche werden wir alle Barbaren geworden sein.“

„Donnie, wenn du nicht gehst, wer geht dann?“

Der Versorgungsoffizier zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, und offen gestanden ist es mir auch egal. Das laß nur ihre Sorge sein. Wie kann ein intelligenter Mensch auf so etwas hereinfallen! Ein Meer und eine Stadt! Aber ich werde mir mal den Stromer ansehen. Ich möchte doch wissen, was den Captain um den Verstand gebracht hat.“

Im Laufschrift erreichte Dr. Barra das Büro des Kommandanten. Die Wache öffnete rasch die Tür, und die Ärztin stürzte hinein.

„Essig!“ rief sie. „Tonnenweise. Allen Essig im Dorf!“

Zee blickte ärgerlich auf.

„Wovon redest du? Und bitte, beruhige dich erst einmal.“

„Ich spreche von Essig – ich brauche Essig, soviel Essig, wie ich bekommen kann. Wir müssen jedes Gramm beschlagnahmen, das wir finden können.“ Barra schloß die

Tür hinter sich und nickte dem grinsenden Korporal zu. „Guten Morgen. Ja, Essig. Weißt du, was wir nicht haben? Sonnenschutzöl. Wer hätte je davon geträumt, daß wir hier Sonnenöl brauchen würden! Also brauchen wir Essig, denn die Sonne scheint drüben ja ununterbrochen, vielleicht sogar Tag und Nacht. Denk doch mal daran, wie braun er ist!“

„Daran habe ich nicht gedacht“, gab Zee zu und schob ihren Stuhl zurück. Sie strich sich mit den Fingerspitzen über die Stirn. „Diese Expedition macht mehr Schwierigkeiten, als ich dachte. Ich habe zweihundert Leute, die alle mitkommen wollen, und einen Versorgungsoffizier, der nicht will.“ Sie sah die Ärztin besorgt an. „Wird der Essig genügen? Wird er die Haut genügend schützen? Meine Leute haben eine so empfindliche Haut!“

„Wenn wir genug haben“, sagte Barra. „Überlaß das nur mir. Ein paar Tage müssen wir besonders vorsichtig sein – müssen immer bedeckt bleiben und uns dick einreiben. Aber nach etwa einer Woche wird die Sonne uns nicht mehr stören.“ Sie schwieg plötzlich und sah Zee fragend an. „Du glaubst doch auch, daß wir mindestens eine Woche fortbleiben, nicht?“

„Ja“, antwortete Zee trocken. „Eine Woche mindestens. Und vielleicht noch einen Monat dazu.“

„Hmm.“ Barra schloß die Augen und setzte sich in ihren Lieblingssessel. „Stell dir vor, wie herrlich braun wir werden! Und nach einer Weile brauchen wir nur noch Hosen zu tragen, wie der Fremde.“

„Barra!“

„Ich würde es nicht wagen“, versicherte ihr die Ärztin mit einem Seitenblick auf den Korporal.

„Na, hoffentlich.“

„Was ist mit dem Versorgungsoffizier, der nicht mitkommen will? Leutnant Donn? Wer kann so dumm sein und sich eine solche Gelegenheit entgehen lassen?“

„Ja, Donn.“ Der Captain stand auf und durchquerte den Raum. Dann blieb sie vor der Karte stehen. „Ich glaube, es ist Feigheit, Barra. Es tut mir weh, das sagen zu müssen, aber es ist so. Nicht, daß Donn etwas gesagt hätte – dazu ist sie ein zu guter Soldat. Sie hat sich nicht geweigert. Ich habe es nur an ihrem Benehmen gemerkt, als ich mit den Leuten besprach, was wir brauchen würden. Aus irgendeinem Grund will sie hierbleiben und ich kann nur annehmen, daß es Feigheit ist.“

Sie sahen sich schweigend an.

„Das werde ich schon hinbiegen“, sagte Barra.

„Aber wie?“

„Soldaten sind alle gleich – am Tag vor dem Abmarsch wird sie es mit der alten Krankheitsmasche versuchen. Und das bringt sie in meine Hände.“ Die Ärztin grinste. „Ich werde ihr einen langen Urlaub, Bewegung und viel Sonne verschreiben. Das hat noch jedesmal geholfen.“

„Ich weiß nicht“, antwortete Zee. „Der Marsch wird doch sehr gefährlich sein, und es wäre nicht klug, jemand mitzunehmen, auf den man sich nicht hundertprozentig verlassen kann.“

Barra zuckte die Achseln und wechselte das Thema.

„Heute morgen habe ich Zwo-vierundachtzig gesehen.“

„Hat er etwas gegessen?“ fragte Zee schnell.

„Ein paar Früchte.“

Der Captain schüttelte den Kopf. „Wir können erst in ei-

ner Woche abmarschieren. Bis dahin wird er verhungern. Verdammt, was ist los mit ihm?“

„Wenn du glaubst, daß er im Kerker verschmachtet, hast du dich getäuscht. Er scheint völlig damit zufrieden, zu warten.“ Sie sah auf. „Das tut er nämlich – warten.“

„Warten? Worauf?“

Dr. Barra nickte. „Auf uns. Auf den Aufbruch nach Westen. Ich fühle es, wenn ich ihn ansehe und trotzdem habe ich keine Angst. Ich bin ebenso versessen darauf wie er.“

„Gestern hast du etwas gesagt“, erinnerte sie der Captain. „Etwas wie ...“ Sie zögerte und versuchte, die Worte wiederzufinden. „Oh! Als die Sicherheitsstreife ihn fand, schien er auf sie gewartet zu haben.“

„Hmmm. Ja, so schien es.“

Captain Zee ging auf und ab. „Barra, du gehörst nicht zum Militär; du bist nicht darauf gedrillt, militärisch zu denken, aber ich. Ich habe alles noch einmal genau durchdacht und die ganze Nacht über dem Rätsel dieses Zwovierundachtzig gegrübelt.“ Sie blieb vor der Ärztin stehen. „Und um Himmels willen, gib ihm einen Namen, Barra. Wir können ihn doch nicht ewig mit einer Nummer rufen.“

„Ich werde einen schönen aussuchen“, versprach die Ärztin.

„Der Gedanke, der mich nicht losließ“, fuhr Zee fort, „ist, daß das Ganze eine Falle sein könnte. Wir haben nicht gewußt, daß es Menschen wie ihn gibt. Er kommt hierher, wartet, wird gefunden, malt etwas auf eine Karte, das unsere Neugier erweckt und wartet weiter. Er weiß, daß wir untersuchen werden, was er eingezeichnet hat. Darum wartet

er, Barra. Und darum habe ich den Verdacht, daß es eine Falle ist.“

„Ach“, winkte die Ärztin fröhlich ab, „daran habe ich auch gedacht. Aber wir werden es erst wissen, wenn's zu spät ist, nicht?“

„Nicht, wenn ich es verhindern kann!“ Zee schlug auf den Tisch. „Wir werden im vollen Kampfdreß und in Angriffsstellung marschieren. Meine besten Pfadfinder werden die Spitze nehmen und die grimmigsten Kämpfer schützen die Flanken und decken uns nach hinten.“ Sie blieb wieder neben dem Sessel der Ärztin stehen. „Und noch eins. Dein kostbarer Zwo-vierundachtzig wird unter ständiger Bewachung stehen. Jeder Soldat hat Befehl, bei der geringsten verdächtigen Bewegung auf ihn zu schießen.“

„Nun mal sachte, Zee!“

„Es ist mein Ernst, Doktor. Ich dulde keinen Verräter bei der Expedition, und wenn der Mann uns in eine Falle lockt, ist er in meinen Augen ein Verräter.“

„Zee, du bist zu vorschnell. Gib ihm die Möglichkeit, sich zu beweisen. Sollten wir angegriffen werden, warte ab, auf welcher Seite er kämpft. Schließlich könnte es da draußen Dinge geben, die auch seine Feinde sind, Zee.“

„Gut, er wird seine Chance bekommen“, schnappte Zee. „Eine.“

Vom Tisch des Korporals nahm sie eine Liste auf. „Habe ich etwas vergessen, Doktor? Achsenfett, Ammoniak, Kohlen – ich nehme Gespanne, nicht Holzkohlenmaschinen – Lebensmittel und Wasser, Medikamente, Vermessungsgeräte, Giftbehälter. Ich werde meine Truppen mit Giftpfeilen ausrüsten – für alle Fälle“, bemerkte sie.

Barra nickte. „Aber nimm auch andere mit. Ich schwärme nicht gerade für Fleisch von vergifteten Tieren.“ Sie sah zur Decke. „Salz. Und Zitrusfrüchte.“

„Salz, ja. Aber Früchte? Man kann sie so schwer frischhalten.“

„Du hast doch Wassertanks in den Wagen, nicht? Wir könnten das Obst waschen und in den Tanks mitnehmen. Dort wird es sich eine Weile halten. Das Wasser wird zwar etwas Geschmack annehmen, aber mir macht das nichts aus.“

Zee sah die Ärztin an. „Dir macht das nichts aus. Freut mich, Doktor. Ich habe ja gar nicht gesagt, daß du mitkommst!“

Barra fuhr aus ihrem Sessel hoch.

„Versuch doch, mich zu halten! Dann kannst du bald hören, daß jemand desertiert ist.“ Sie suchte ihre Taschen nach ihrer Pfeife ab. „Ich gehe mit, Zee. Bezeichne es als medizinische Forschungsreise, wenn du willst. Ich muß herausfinden, wie man hundert Jahre alt wird.“

Zee stand am Fenster und sah gedankenverloren hinaus. Hundert Jahre! Sie wandte sich um.

„Barra“ sagte sie, „erinnerst du dich noch an die Kindermärchen? Die Geschichte vom Brunnen der ewigen Jugend?“

Barra nickte und antwortete: „Hmmm.“ Sie hatte die Pfeife zwischen die Zähne gesteckt und zündete sie an. Der Rauch zog durch das Zimmer.

„Wäre es nicht ... komisch, wenn wir hinter den Bergen einen solchen Brunnen fänden?“

„Nein, ganz und gar nicht. Wir Ärzte würden brotlos

werden. Aber, Zee, jetzt fällt mir etwas ein. Zu Hause haben unsere Expeditionen noch jedesmal Spuren einer früheren Bevölkerung oder Zivilisation gefunden. Verschüttete Städte entlang des großen Binnenmeeres auf dem Großen Kontinent, zum Beispiel. Vielleicht werden wir auch hier so etwas Ähnliches finden. Wir müssen uns jedenfalls darauf gefaßt machen.“

„Was willst du damit sagen?“

„Nun, vor einigen Jahren war hier ein Soldat stationiert, der eine Art Kapazität auf diesem Gebiet war. Wir haben viele interessante Abende miteinander verbracht. Hat ihren Beruf verfehlt – sollte Archäologin sein.“

„Ach ja, die.“ Zee legte nachdenklich die Finger an die Augen. „Sie war Archäologin. Hat am Queens College studiert und ist dann in die Armee eingetreten. Wie hieß sie nur?“

„Perri“, half der Korporal aus. „Jetzt auf der Nordinsel stationiert, Captain.“

„Richtig, Perri“, nickte der Captain. „Guter Kämpfer.“ Sie versuchte, mit der Hand den Tabaksqualm fortzufächeln. „Laß das Ding ja zu Hause! Warum sollten wir Perri nicht mitnehmen, Barra, wenn du glaubst, daß es dort verschüttete Städte gibt. Ist dir klar, was das bedeuten würde?“

„Natürlich“, antwortete Dr. Barra nüchtern. „Perri und ich haben es oft diskutiert. Es würde bedeuten, daß eine oder auch viele Zivilisationen hier existiert haben und verschwunden sind, als unsere heimatlichen Inseln noch nomadisierende Stämme beherbergten. Es könnte bedeuten, daß mein Zwo-vierundachtzig der Nachkomme einer Rasse

ist, die Jahrhunderte, bevor die erste Königin auf den Thron kam, unterging.“ Sie lachte. „Wir haben ihn einen Stromer genannt, einen Fremden. Was glaubst du, denkt er von uns?“

Zee starrte auf die Karte.

„Vielleicht gibt es doch einen Grund für die Küstenlinie so weit draußen. Das Land ist versunken. Und es kann sich an einer anderen Stelle gehoben haben. Daraus könnten die Berge hinter uns entstanden sein.“

„Ich möchte fast“, fuhr Zee abwesend fort, „in meinem nächsten Bericht Taucher anfordern. Wenn es eine Küste gab, die versunken ist, kann es versunkene Städte geben. Aber, Barra, wenn es hier im Land Spuren von anderen Kulturen gibt, warum haben wir dann keine entlang der Küste gefunden?“

„Ich weiß es nicht. Frag Perri.“

Sie erhob sich aus ihrem Sessel und wandte sich zum Gehen. „Vergiß den Essig nicht – wir werden ihn brauchen. Ich komme heute abend noch einmal vorbei.“

„Barra ...“, hielt der Captain sie zurück, als sie nach der Türklinke griff. „Barra, wir können den Stromer – den Mann nicht hungern lassen. Verschaff ihm etwas frisches Fleisch.“

Barra nickte mit einem kleinen Lächeln auf den Lippen. „Dein Wunsch ist mir Befehl. Tonnenweise frisches Fleisch also.“

Soldat Perri stolzierte in die Kaserne und ließ ihren Sack neben der Tür zu Boden fallen.

„He, was soll die Aufregung? Kommt die Königin?“

„Hierher?“ fragte ein großes Mädchen von der Halbinsel spöttisch. „Nicht die Bohne! Und ich hatte mich gerade da unten so gut eingelebt! Hatte alle diese kleinen Bettler so gut trainiert, daß ich ein Leben wie ein König führte. Hinten und vorne haben sie mich bedient. Und jetzt? Außerdem ist meine Zeit da unten noch gar nicht um.“

„Das ist hart, Küken“, sagte Perri. „Ich komme von der Nordinsel und bin ganz schön froh, wieder herzukommen. Zwei Monate in dem kalten Loch ist mehr als genug. Aber was ist eigentlich los? Haben die Eingeborenen aufgemuckt?“

Jemand lachte. „Diese *Männer*? Sei nicht blöd!“

Perri setzte sich auf ein Bett, um die Matratze zu probieren.

„Das ist meins“, erklärte das große Mädchen.

Perri musterte sie kühl. „Schon groß genug, um es mir wegzunehmen, Kleine?“

„Wer zuerst kommt ...“, sagte das Mädchen von der Halbinsel.

„Zieh ab – such dir ein anderes. He ...!“ Perri hielt überrascht inne. „Vielleicht geht’s nach Hause?“

„Denkste. Kein Schiff in Sicht.“

Jemand schob seinen Sack unter das nächste Bett. „Mich haben sie aus den Bergen geholt, da oben vom Westpaß. Die haben eine große Sache vor, sage ich euch. Sie haben alle Wachen verdoppelt, als ich ging. Und ich habe eben ein paar Mädchen getroffen, die ich kenne. Die kamen aus der Baumwollgend.“

„Ach, es muß doch die Königin sein. Sie kommt zu einem Inspektionsbesuch.“

Perri blickte von ihrem Bett auf und sah die Große immer noch vor sich stehen.

„Also los, Küken, zieh Leine und sei brav, bevor ich dir meine Faust in den Magen pflanze!“

Der Versorgungsoffizier klopfte leise an der Bürotür und stieß sie auf.

„Captain?“

Zee, die die Karte studiert hatte, drehte sich um.

„Ja? Kommen Sie herein, Leutnant. Ich möchte mit Ihnen sprechen.“

„Captain“, sagte Leutnant Dorm schnell, „ich habe mir den Stromer angesehen, und da ist mir eingefallen ...“

„Ja?“ Zee beobachtete sie.

„Nun, Captain, ich bitte Sie um Erlaubnis, in einem der Wagen ein paar Sachen mitnehmen zu dürfen – wir könnten sie den Eingeborenen schenken, wenn wir welche treffen. Ich dachte an Glasschmuck, Perlen, vielleicht ein paar einfache Werkzeuge. Nach diesem Mann zu urteilen, besitzen sie gar nichts.“

„Leutnant, ich ... ich hatte geplant, Ihnen die Leitung dieses Postens zu übertragen, während wir fort sind.“

Donn richtete sich auf. „Bitte, Captain, ich ersuche hiermit um Erlaubnis, an der Expedition teilnehmen zu dürfen.“

Zee ging zum Fenster, ohne zu antworten. Die Kompaniestraße füllte sich mit Soldaten von den Außenposten. Vor vier Tagen, dachte sie, hatte Donn es abgelehnt, mitzukommen. Aber in diesen vier Tagen hatte Leutnant Donn den Fremden entdeckt, ihn wahrscheinlich sogar genau beobachtet. Und jetzt hatte sie ihre Meinung völlig geändert.

Zwo-vierundachtzig war wirklich ein mächtiger Mann.

Sie faßte einen Entschluß. „Nun gut, Leutnant. Sie übernehmen den ersten Wagen mit Lebensmitteln und Wasser. Ich kümmere mich um die Waffen im Wagen dahinter. Sergeant Prest macht den Schluß mit dem Bettzeug. Im ersten oder letzten Wagen können Sie Ihre Geschenke unterbringen – in meinen kommt nichts als die Waffen.“

„Danke, Captain.“

„Wir marschieren übermorgen bei Tagesanbruch. Morgen abend ist Befehlsausgabe in der Messe. Es haben alle Expeditionsteilnehmer dabei zu sein. Sorgen Sie dafür, daß die Truppen in voller Kampfausrüstung marschbereit sind; ich denke, wir marschieren, sobald der Morgenregen vorüber ist. Die Leute aus dem Süden, denke ich, nehmen wir nach vorne – sie sind etwas verstimmt darüber, daß sie so bald abberufen worden sind und jetzt ziemlich kampflustig. Oh, und Leutnant ...“

„Ja, Captain?“

„Geben Sie weiter: Falls wir auf Schwierigkeiten stoßen, ist der Fremde auf der Stelle zu erschießen, wenn er nicht hundertprozentige Ergebenheit uns gegenüber zeigt.“ Sie sagte es fast ärgerlich.

„Captain!“ Donn war entsetzt.

„Das ist ein Befehl!“ wiederholte Zee. „Ich dulde keinen Führer, dem man nicht trauen kann.“ Sie war über ihre eigene Heftigkeit erstaunt. Auch der Korporal hatte etwas gemerkt und beobachtete sie aus den Augenwinkeln.

Donn sagte noch einmal: „Jawohl, Captain“, und ging.

Zee wandte dem Korporal den Rücken, ging zum Fenster und starrte dem enteilenden Leutnant nach. Innerhalb

von vier Tagen hatte das Mädchen also ihre Meinung geändert. Nur wegen des Mannes, natürlich.

Innerlich erschreckt, betrachtete sie ihr Spiegelbild im Fensterglas. Warum war sie plötzlich so erregt? Zee wußte es nicht.

Barra hätte es gewußt, hätte es ihr sagen können. Barra hatte zu Hause Männer gekannt. Barra kannte Eifersucht.

## 5.

Die Wagen und die Mädchen standen im kalten Licht des frühen Morgens, während der Regen aus dem ewig grauen Himmel auf die Planen prasselte. Zwei Fahrer saßen auf jedem Wagen, die anderen Soldaten standen herum und suchten vergeblich Schutz vor dem Guß.

Die Eingeborenen waren nicht zu sehen. Sie schliefen oder blieben im Schutz ihrer Häuser. Niemand hatte sich krank gemeldet. Am Ende der Straße tauchten vier Gestalten auf: Dr. Barra, zwei Wachen und der Fremde. Er trug, wie gewöhnlich, nur seine knielange Hose.

Barra ging ins Büro. Die Wachen blieben mit dem Mann draußen stehen.

Kurz darauf öffnete sich die Tür wieder, und Barra trat heraus, gefolgt von dem Captain und Leutnant Donn. Zee blieb auf der Treppe stehen, um ihren Mantel eng um sich zu ziehen, und sah sich dem Mann gegenüber. Er stand im Regen mit untergeschlagenen Armen und betrachtete sie aufmerksam.

„Wachen kehrt!“ sagte sie. „Denkt an die Befehle!“

Die zwei salutierten und mischten sich unter die War-

tenden bei den Wagen. Die Soldaten hatten den Schutz der Wagen verlassen und traten in zwei Reihen auf jeder Seite in Marschordnung an. Ein Dutzend wartete stumm hinter dem letzten Wagen. Zee hielt nach der Vorhut Ausschau und entdeckte ein weiteres halbes Dutzend, das weit vorne auf den ersten Wagen wartete.

„Fertig, Leutnant?“

„Jawohl, Captain.“

„Gut. Vorwärts, marsch!“

Der Leutnant piff und rief: „Wagen marsch!“

Der Fahrer auf dem ersten Wagen knallte mit der Peitsche, und das Gespann zog an. Gleich dahinter rollten die beiden anderen Wagen los, und die Soldaten hielten Schritt. Zee ging neben Barra am Kopf der Pferde des ersten Wagens. Der Fremde ging einige Schritte voraus.

„Hält uns den Daumen, Barra.“

„Auf daß wir so braun zurückkommen wie er, Zee.“

„Auf daß wir zurückkommen“, echote Zee. Ihre Augen verweilten auf dem braunen Nacken und dem bloßen Rücken des Mannes. „Wir bleiben bis zum Westpaß auf vertrautem – und freundlichem – Gebiet. Dort machen wir das letzte Mal halt, um Wasser zu fassen. Von da an sind wir in seiner Hand, und bei der Heiligen Königin ...!“ Sie berührte unbewußt den Dolch, der an ihrer Hüfte hing. „Es wäre besser für ihn, wenn es gute Hände sind.“

Barra blickte sie von der Seite an, sagte aber nichts.

„Ich hoffe“, fuhr Zee fort, „daß er einen guten Weg über die Berge kennt oder findet. Ich habe keine Lust, tage- oder wochenlang über Felsen zu klettern.“

„Unsinn! Wo bleibt dein Pioniergeist?“

„Auch Pioniere ziehen glatte Wege vor, wo es eben möglich ist.“ Ihre Augen hingen wieder an der Narbe. „Und übrigens, hast du ihm einen Namen gegeben oder bleibt er eine Nummer?“

Barra lachte. „Zwo-vierundachtzig ist immer noch Zwo-vierundachtzig in meinem Bericht. Aber für mich ist er Wolf.“

„Wolf? Ist das nicht ein Tier?“

„Ja, aber auch ein Name, obwohl kein sehr gebräuchlicher, aber ich kenne ihn.“ Ihr Tonfall verriet sie. Zee sah sie an.

„Hast du jemand gekannt, der Wolf hieß?“

Barra nickte, die Augen auf des Mannes Fersen gerichtet. „Vor langer Zeit und weit von hier.“ Sie lächelte dünn. „Bei ihm klang der Name komisch. Seine Mutter hatte gehofft, daß er ein starker Mann würde.“ Barra schüttelte den Kopf. „Mein Gott, hat die sich geirrt! Aber ich mochte ihn gern.“ Sie blickte auf den Mann von hinter den Bergen. „Also habe ich ihn Wolf genannt. Auf *ihn* paßt der Name.“

„Ja“, stimmte Zee zu. „Ich nehme an, er paßt, obwohl ich noch nie einen Wolf gesehen habe.“

Die Karawane wand sich durch die Straßen der Siedlung bis zum Stadtrand. Die Häuser wurden kleiner und spärlicher, kleine Gärten und Farmen tauchten auf, und hier und da erschien ein Gesicht an einem der Fenster und sah ihnen nach. Bald hatten sie die Stadt ganz hinter sich gelassen und waren im offenen Land. Sie marschierten nach Westen und langsam, kaum merklich, hob sich der Boden schon ein wenig. Hinter ihnen begann in der Ferne eine Glocke zu läuten. Der Regen wurde dünner, und der Himmel hellte sich auf.

Die Pfadfinder der Vorhut nahmen es noch nicht so genau. Jetzt war noch keine Wachsamkeit nötig. Später würde es anders sein, da mußten sie scharf aufpassen und sich dem langsameren Tempo der Wagen anpassen.

Dann würden auch die Sicherungsgruppen an den Flanken ausschwärmen, um die Wagen vor Angreifern zu schützen, die der Vorhut entgangen waren, und die Nachhut würde zurückfallen, um einen Angriff von hinten zu verhindern. Aber am gefährdetsten war die Vorhut, und die Soldaten dort waren sorgfältig ausgesucht. Hinter dem Paß würde jeder auf seinem Posten sein.

Die Wagen krochen über die Landstraße auf die Vorgebirge zu. Gelegentlich sah ihnen ein Farmer nach. Nach und nach hatte es sich aufgeklärt, es wurde wärmer, die Regenmäntel verschwanden, und die Waffen wurden auf Feuchtigkeit untersucht. Schwerer klirrten an jeder Hüfte, Bogen und Köcher hingen auf jedem Rücken, ausgenommen denen der Offiziere. Jeder Soldat trug in einer Brusttasche ein Fläschchen mit Gift für die Pfeile für den Fall einer Gefahr. Der Waffenwagen war mit Pfeilen, Bogen und Speeren mit metallenen Spitzen beladen.

Die Offiziere und Soldaten der Kronkolonie West-Somerset zogen nach Westen und nahmen zum erstenmal die Bergkette in Angriff, die ihnen bis jetzt den Weg ins Innere des Landes versperrt hatte. Zum erstenmal kam ihnen zu Bewußtsein, daß es überhaupt ein Inneres gab.

Das langsame Denken entsprach dem langsamen Aufstieg ihrer Ahnen aus der Barbarei. Vor nicht zu vielen hundert Jahren waren die Inseln nur mit vereinzelt Stämmen in kleinen Dörfern bevölkert, die sich gegen

wandernde Horden kriegerischer Frauen wehren mußten, die die Insel durchstreiften. Langsam hatte sich das Land aus dieser Düsternis emporgearbeitet, sich zusammengeslossen und wegen der Überzahl der Frauen die erste Königin auf den Thron gesetzt. Danach beschleunigte sich der Fortschritt.

Infolge der matriarchalischen Regierungsform wurden Institutionen gegründet, Organisationen aufgezogen und die ersten, schwachen Versuche zu Entdeckungsreisen auf dem Meer gemacht. Der Kanal wurde überquert und auf der anderen Seite ein riesiger Kontinent entdeckt. Hundert Jahre später überquerte man den großen, geheimnisvollen Ozean und entdeckte ein anderes Land, ein fruchtbares Land zwischen Bergen und Meer. Die Kronkolonie West-Somerset wurde gegründet und die Eingeborenen zum Export von Nahrungsmitteln und Metallen eingesetzt. Die Inseln, als Zentrum der bekannten Welt, wurden immer reicher, und die ganze bekannte Welt war das unbestrittene Reich der Königin.

Aber noch hatte man keine Zeit gehabt, die Frage nach dem Gestern zu stellen. Man fand Ruinen von Städten und Völkern, und manches Stück wurde zu Hause in Museen ausgestellt; die Schulen lehrten Archäologie und ähnliche Wissenschaften nur sehr oberflächlich, und die Studenten, wie Soldat Perri, wandten sich bald nach Absolvierung der Kurse anderen Berufen zu, da die wissenschaftlichen Gebiete keine genügende Lebensgrundlage boten. Auch fehlte den Studenten Neugier und der Wunsch nach Wissen. Man wußte zwar, daß man aus einem dunklen, mörderischen Zeitalter hervorgegangen war, aber es gab keinen Grund zu

forschen, warum es dunkel und mörderisch gewesen und was die Ursache davon war.

Nichts wies darauf hin, daß es vor der Dunkelheit schon etwas gegeben hatte. Gelegentlich rätselte ein Student an Funden herum und stellte Theorien auf, aber die Frage, *woher* die Ruinen und Überreste stammten, *wer* sie verursacht hatte, war lediglich ein Thema für ziellose Diskussionen.

Captain Zee führte ihre Truppen in die unbekannte Wildnis, weil sie, wie viele Kommandanten vor ihr, neues Land für die Krone entdecken wollte, neuen Reichtum und Rohstoffe für die Inseln, und vielleicht das eine oder andere neue Museumsstück, aber ihre Truppe besaß zwei Dinge, die ihr vor den anderen einen Vorteil verschafften. Eine unter ihnen war eine frühere Archäologin und marschierte jetzt an der linken Flanke, weil man von Archäologie nicht leben konnte. Und die Truppe hatte einen Führer, einen Eingeborenen des unbekanntes Landes. Im allgemeinen wurde dieser zweite Vorteil zwar nicht anerkannt, aber vier der marschierenden Frauen glaubten, daß er sich ihr persönlich vielleicht nützlich erweisen konnte.

„Barra ...“, brach Zee das lange, nachdenkliche Schweigen. „Es ist doch eigenartig. Ist dir etwas aufgefallen?“

„Mir ist eine ganze Menge aufgefallen“, antwortete die Ärztin. Sie hatte die kalte Pfeife im Mund. „Lauter angenehme Dinge sind mir aufgefallen, und ich freue mich darauf. Woran denkst du?“

„Zwo-vier – ich meine Wolf. Wir benutzen ihn als Führer, ohne ihn vorher gefragt zu haben. Du und ich haben bestimmt, daß er uns führen wird – und hier sind wir also.

Barra, wir haben ihm weder gesagt, wohin wir wollen, noch was wir suchen. Und doch geht er da vor uns, folgt unseren Wünschen, ohne gebeten worden zu sein.“

Barra nahm die Pfeife aus dem Mund und lachte. „Zee, du hast meinen Bericht immer noch nicht gelesen!“

„Was willst du damit sagen?“

„Hättest du ihn gelesen, würdest du wissen, daß ich einige Theorien hineingeschrieben habe. Und eine davon war, daß er eine unheimliche Fähigkeit besitzt, das Richtige zu tun, ohne daß es ihm gesagt werden muß. Ich habe ihn gründlich untersucht. Ich habe mehr als zwei Stunden gebraucht, um ihn von Kopf bis Fuß zu inspizieren.“

Langsam bemerkte ich etwas, und ich erfand kleine Tests für ihn. Angenommen, ich wollte seine Füße ansehen; ich erinnere mich, daß ich wissen wollte, ob er eingewachsene Nägel hatte. Also, dachte ich, sehen wir uns mal die Füße an. Und bevor ich danach greifen konnte, streckte er sie mir unter die Nase. Oder ich dachte an seine Ohren. Glaub mir, Zee, er richtete sich sofort auf und hielt mir den Kopf hin. Und so weiter.“

„Er erriet also deine Gedanken?“

Barra zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht. Er wußte, ich wollte ihm nichts Böses tun. Als die Streife ihn brachte, zeigte ich auf meinen Operationstisch, und er legte sich darauf. Und da blieb er, bis ich fertig war.“ Sie suchte in ihren Taschen nach Tabak.

„Aber es ist doch unmöglich, daß er deine Gedanken liest. Das ist zu phantastisch; es ist ...“

„Ja, nicht wahr?“

Der Captain blickte auf den Hinterkopf des Mannes.

„Eine unglaubliche Sache ... wie schwarze Magie ...“  
Plötzlich und ohne Warnung zog sie den Dolch, sprang auf den bloßen Rücken zu und schwang den Dolch, um ihn in sein Rückgrat zu stoßen.

Barra riß die Hände hoch, um sie zurückzuhalten, wollte schreien, brachte aber keinen Ton heraus. Die Klinge blitzte um einen Zoll an der braunen Haut vorbei.

Wolf ging weiter, ohne sich umzudrehen oder sonstwie erkennen zu lassen, daß er die Nähe des Messers gespürt hatte.

Einige der Soldaten hatten den Vorfall gesehen und waren mit erhobenen Speeren herbeigekommen. Zee winkte ihnen, sich wieder zurückzuziehen. Sie steckte den Dolch in die Scheide und wartete, bis die Ärztin sie eingeholt hatte.

„Zee, was im Namen der Königin ...“

Zee lächelte kalt. „Da hast du deine Theorien, Doktor. Er hat meine Gedanken nicht lesen können; er wußte nichts von meiner Gegenwart!“

Barra stopfte mit zitternden Händen ihre Pfeife. Dann steckte sie sie an. „Du hast doch gar nicht beabsichtigt, ihn zu töten, nicht? Du wolltest ihn nicht einmal berühren.“

„Natürlich nicht. Ich wollte ihn nur testen.“

Barra nickte. „Hmmm. Und er wußte, daß es ein Test war. Er hat beide Gedanken gelesen.“

Zee starrte sie stirnrunzelnd an. Und dann schlug sie beide Hände an ihre Ohren, als ob sie ihre Gedanken vor allem verschließen wollte.

Wolf blickte beim Gehen auf die nahen Berge.

Am Nachmittag hielt der Wagenzug am Westpaß, um Wasser zu fassen. Ein paar neugierige Wachen, die am Paß

stationiert waren, umringten die Truppe und stellten Fragen.

Hinter dem Paß lagen enge Täler, tief eingeschnittene Ströme und hochaufgetürmte Berge, nur von vereinzelt Menschen bewohnt, die hin und wieder in die Küstensiedlungen hinunterstiegen, um den Dorfbewohnern Feuer und Nahrung zu stehlen. Hinter dem Paß lag das unbekannte Land, in das noch kein Soldat der Königin einen Fuß gesetzt hatte. Bis jetzt.

Drei Wagen und hundert Soldaten strömten durch den Paß und den sanften Abhang hinunter in das Tal, das sich nach Nordwesten erstreckte, ein Tal, dessen Ende im blaugrauen Dunst und tiefem Wald versteckt lag. Die Wagen ächzten laut in der Stille, trotz dicker Lagen Fett. Ein halbes Dutzend aufgeregter Wachen marschierte an der Spitze und hielt nach allem Lebenden Ausschau; sie waren schon im Wald verschwunden. Der Flankenschutz war ausgeschwärmt. Und die Nachhut wartete ungeduldig am Paß, bis der letzte Wagen schon fast im fernen Wald untergetaucht war.

Jemand rief einen Befehl, und sie folgten mit kampfbereiten Waffen.

Drei Wagen und hundert Soldaten, vier Gespanne, ein Zivilist, ein Eingeborener. Die Wachen am Paß standen auf einer Erhebung und sahen den letzten der Karawane verschwinden.

Keine, außer einer, wurde je wiedergesehen. Die Knochen dieser einen fand man weit oben im Tal, von Aasgeiern sauber abgenagt. Man konnte die Überreste nur durch die unvergänglichen Eisenteile, die dabeilagen, als diejeni-

gen eines Soldaten erkennen. Und nach gebührender Untersuchung dieser Knochen schloß die neue Militärbehörde der Kronkolonie West-Somerset den Paß.

Die Truppen befanden sich auf einer breiten, flachen, natürlichen Fahrbahn entlang einem sich langsam dahinwindenden Fluß; sie hatten sie entdeckt, als sie sich dem Wald näherten und fanden, daß keine Bäume darauf standen und so folgte die Vorhut ihr, da sie das leichteste Vorwärtskommen bot. Der Fluß wand sich um ein paar niedrige Hügel und wurde schmaler, je mehr er sich der Wasserscheide näherte. Nach einer Stunde flotten Marsches war das Gelände immer noch nicht schwieriger geworden, obwohl die Berge ringsum sich immer höher auftürmten.

Der Transportsergeant stellte einige Leute ab, um das Gestrüpp aus dem Wege zu räumen und so den Pferden und Wagen Platz zu schaffen. Das Unterholz wurde spärlicher, je höher sie kamen.

„Fast wie eine richtige Straße, nicht wahr?“ fragte Barra.

„Unheimlich! Sogar die Bäume machen Platz. Es ist nicht natürlich, daß Bäume das tun.“

„Hmmm. Jedenfalls tun sie es. Am besten akzeptieren wir es.“

Zee wandte sich um und suchte nach einem Gesicht in den Reihen der Soldaten. Sie hob den Arm.

„Perri!“

Eine Frau durchbrach die Reihen und lief auf sie zu.

„Jawohl, Captain?“

„Perri, haben Sie diesen Fahrweg gesehen? Haben Sie ihn sich genau angesehen?“

„Jawohl, Captain. Ich glaube nicht, daß er natürlich ist.“

„Künstlich also? Und die Bäume wurden absichtlich zu beiden Seiten gepflanzt?“

„Nicht ganz, Captain.“ Sie zögerte, suchte nach dem richtigen Ausdruck. „Aber wenn ..., wenn hier tatsächlich früher eine Straße gewesen ist, vielleicht sogar gepflastert, wäre im Laufe der Zeit die Straße wohl zugedeckt worden, aber große Bäume konnten hier nicht wachsen. Jedenfalls nicht, solange die Erdschicht nicht sehr dick war.“

Zee sah auf den Boden.

„Wir könnten nachgraben, Captain“, bot Perri eifrig an.

Zee schüttelte entschieden den Kopf. „Nicht jetzt. Wir können uns keinen Aufenthalt leisten.“ Sie sah den Soldaten an. „Aber wenn wir heute nacht beim Biwak immer noch auf der Straße sind, können Sie graben, soviel Sie wollen.“

„Jawohl, Captain.“

„Ich werde Ihnen helfen, Perri“, fiel die Ärztin ein. „Ich möchte mich gerne überzeugen. Denken Sie, es sind Pflastersteine?“

„Nicht unbedingt, Doktor. Man hat auf dem Kontinent alte Straßen gefunden. Dort ist kein Gras mehr gewachsen. Und ich habe noch von anderen Pfaden oder Straßen gehört, die unter einer fußtiefen Erdschicht lagen und aus Pech oder irgendeiner harten Teersubstanz zu bestehen schienen.“

Zee maß den Zwischenraum zwischen den Bäumen.

„Diese hier scheint recht breit für so etwas zu sein. Es kann doch keinen vernünftigen Grund für eine künstliche Straße von dieser Breite geben!“

„Das ist mir auch aufgefallen, Captain. Ich kann es mir nicht erklären.“ Perri schüttelte den Kopf. „Ich wette, daß sechs Gespanne hier nebeneinander Platz hätten.“

Dr. Barra sagte: „Ich habe die Kurven beobachtet, Sie auch? Sehen Sie sich die da vorne an. Also, wenn wir eine Straße bauen, würden wir geradewegs auf den Berg zuhalten und ihn dann in engem Bogen umgehen. Hier ist es anders. Sehen Sie doch die weite, sanfte Kurve.“ Sie zeigte weit nach vorne. „Sehen Sie die Mädchen da vorne? Wenn wir der Straße folgen, brauchen wir zwanzig Minuten bis da, wo sie jetzt sind. Aber wir könnten in zehn Minuten hinkommen, wenn wir querfeldein marschieren.“

„Du hast recht, Barra. Wenn es eine künstliche Straße ist, warum hat man soviel Platz vergeudet?“

„Ich weiß es nicht, Captain.“

Die kahle Straße wand sich weiter aufwärts, immer den steilen Bergen ausweichend. Langsam blieben die Bäume zurück und machten grasbedecktem, ödem Land Platz. Die Sicht wurde besser.

Einmal wurden sie durch den Schrei eines Soldaten der Vorhut aufgeschreckt, aber der Störenfried war nur einer der wilden Männer aus den Bergen, leicht erkennbar durch seine zerlumpte Kleidung. Er verschwand zwischen den Felsen, offensichtlich erschreckt durch ihren Anblick. Die Truppe marschierte weiter. Tiere sahen sie nicht.

„Das habe ich auch nicht erwartet“, kommentierte Zee den Mangel an Wild. „Diese verdammten Wagen verscheuchen doch alles in erreichbarer Nähe. Aber ich fürchte, daß wir bald Schwierigkeiten mit der Nahrung haben.“

Die Ärztin antwortete nicht. Die gleichmäßige Marsch-

geschwindigkeit ermüdete sie, aber sie gab sich Mühe, es nicht zu zeigen.

Zum hundertstenmal betrachtete Zee den Mann. Sie wollte sich nicht eingestehen, daß er wirklich ihre Gedanken lesen konnte, aber dennoch war es möglich. Und daß sie sich die Ohren zuhielt, konnte nicht ihre Gedanken vor ihm verbergen – wenn es wirklich wahr war. Er hatte bestimmt innerlich über sie gelacht.

Sie wollte nicht, daß er über sie lachte.

Warum nicht? Schließlich war er ja nur ein Eingeborener, den man kaum beachtete. Aber sie hatte gehofft, daß sie mit ihm Freundschaft schließen konnte. Unter dieser braunen Haut mußte es doch einen richtigen, warmherzigen Menschen geben, und den wollte sie entdecken. Der Marsch würde lang sein – und unter Freunden marschierte es sich besser.

Seine Augen waren anziehend. Ihr gefiel die Intelligenz, die sie verrieten.

Ganz plötzlich blieb Wolf stehen. Zee erschrak – hatte er wieder ihre Gedanken gelesen? Der Mann drehte sich um und zeigte mit seiner braunen Hand nach vorne. Zee folgte ihr mit den Augen.

Die Pfadfinder hatten haltgemacht. Eine kam auf den Captain zugelaufen.

Zee rief einen Befehl. „Achtung!“

Die Soldaten hatten ihn erwartet und hielten ihre Waffen schon in Bereitschaft.

Zee trat neben den Mann.

„Was ist los?“ fragte sie.

Wieder zeigte er nach vorne, über den Pfadfinder hinaus.

Die Straße war allmählich schmaler geworden und führte nun durch einen engen Canyon. Der Fluß war jetzt nur noch ein steiniger Bach, der sich hinter Büschen und Hügeln versteckte. Etwa eine Viertelmeile weiter vorne war alles zu Ende. Straße und Tal waren von einem Erdwall versperrt.

Außer Atem kam der Pfadfinder heran.

„Der Canyon ist blockiert, Captain. Wir können nicht weiter.“

„Blockiert? Kann man das Hindernis nicht umgehen?“

„Nein, Captain. Es sieht wie ein Erdbeben aus.“

Zee kontrollierte schnell die Nachhut. Sie hatte sich schon herumgedreht, um etwaige Angreifer abzuwehren. Sie berührte Wolfs Arm und sah ihm in die Augen.

„Nun?“

Er sagte nichts, sondern trat zum nächsten Wagen und machte einen der Spaten los. Dann ging er auf den Erdwall zu. Zee zögerte nur einen winzigen Augenblick und befahl dann den anderen, sich auch Spaten zu holen. Sie folgte dem Mann.

Wolf ging an den Pfadfindern vorbei, gefolgt von einer Handvoll Soldaten mit geschulterten Spaten. Die Pfadfinder deckten sie mit schußbereiten Waffen. Am Fuße des Erdbebens hielt er an und untersuchte die Oberfläche.

In der Stille war das Rauschen eines unsichtbaren Wasserfalles zu hören. Zum erstenmal hörten sie Vögel singen. Zu beiden Seiten des Canyons erhoben sich steile Berggipfel, die man vielleicht zu Fuß, aber keinesfalls mit Pferd und Wagen bewältigen konnte. Einer von ihnen hatte vor Jahren mit einem Erdbeben den Canyon verschüttet. Jetzt

wuchs das Gras darauf zum Zeichen, daß der Boden fest geworden war.

Wolf begann zu klettern.

Sieben oder acht Fuß über ihren Köpfen blieb er stehen und untersuchte den Boden. Er warnte den ihm nachfolgenden Captain mit einer Handbewegung. Sie machte vorsichtig Platz. Wolf duckte sich hinter einen Felsblock und warf sich mit seinem ganzen Gewicht dagegen, so daß er rumpelnd auf die Straße hinunterkollerte. Er hinterließ ein schwarzes Loch, das Wolf mit seinem Spaten vergrößerte.

Zee befahl den anderen, ihm zu helfen.

Nach einer halben Stunde harter Arbeit entdeckte Zee, was der Erdrutsch verbarg. Ein Blick zum Himmel sagte ihr, daß sie nicht bis zum Abend fertig würden und befahl, ein Lager aufzuschlagen. Die Wagen wurden zu einer dreieckigen Wagenburg zusammengestellt und die Pferde ausgespannt und angebunden. Wachen wurden ausgestellt. Nach Einbruch der Dunkelheit wurden Fackeln entzündet. Zum erstenmal gab es nicht den üblichen Abendregen.

Darüber war die Ärztin glücklich. „Wir kommen schon näher, Zee! Im Paradies gibt's keinen Regen.“

Zee stand breitbeinig im Canyon, die Hände auf die Hüften gestützt und beobachtete die Grabenden beim flackernden Fackellicht. Sie hatte ihren Helm abgesetzt, und ihr kupferrotes Haar fiel locker über ihren Rücken. Sie nickte.

„Ja, Barra, wir kommen näher. Aber ich möchte wissen, wer vor uns hier war?“

„Hmmm. Machst du dir immer noch Gedanken?“

„Die Straße, Barra, vergiß die Straße nicht. Angenommen, Perri hat recht, angenommen, daß vor langer Zeit hier

eine Straße entlangführte. Sie führte über die Berge, und wenn sie an einen Berg kam, über den sie nicht hinüberkam, was würde geschehen?“

„Nun ... nun ...“

„Die Straße würde hindurchführen, Barra. Durch einen Tunnel, Barra, kannst du leugnen, daß wir hier einen Tunnel ausgraben?“

Die Ärztin betrachtete die große Öffnung.

„Nein – es ist tatsächlich ein Tunnel. Ein von Menschenhand angelegter Tunnel.“

## 6.

Im nüchternen Morgenlicht offenbarte sich die ganze majestätische Größe des Tunnels. Er war fünfzehn oder mehr Fuß hoch und breit genug, um zwei Wagen nebeneinander aufzunehmen. Seine Wände bestanden aus rauhem, schmutzig-grauem Gestein, der Mörtel war an manchen Stellen herausgefallen, so daß Teile der Decke eingestürzt waren. Das Ende des Tunnels verschwand in tintiger Schwärze.

„Von Menschenhand“, wiederholte Zee und berührte die Wände, Sie wies zur Decke. „Wir haben so etwas nicht.“

Sie wartete ungeduldig am Tunneleingang und starrte in die Dunkelheit vor ihr. Nach einem hastigen Frühstück hatte sie drei Pfadfinder vorausgeschickt, um den Ausgang zu suchen, wenn es einen gab. Sie waren schon eine Stunde fort.

Wolf hatte fast die ganze Nacht gearbeitet und seinen Spaten erst einige Stunden vor Morgengrauen beiseitege-

legt, um unter einem der Wagen auf der Erde zu schlafen. Das Geräusch hatte Zee aufgeweckt; sie hatte sich auf einen Ellbogen gestützt und ihn im Schlaf beobachtet. Die Soldaten, die in der Nähe lagen, hatten ihre Schlafsäcke weiter von ihm abgerückt. Das ärgerte sie einen kurzen Augenblick, aber sie verdrängte dies Gefühl und nahm sich vor, ihm einen Schlafsack anzubieten. Er war sofort eingeschlafen und lag, ohne sich zu rühren. Anscheinend war er es gewohnt, auf bloßer Erde zu schlafen.

„Captain!“

Zee fuhr herum und starrte in den Tunnel. Es bewegte sich etwas.

Ein Pfadfinder kam heran. „Das andere Ende ist offen, Captain. Und dann kommt noch ein Tunnel. Offen.“

„Noch einer? Wie lang ist denn dieser?“

„Ungefähr zwei Meilen, Captain.“

„Zwei Meilen!“

„Ja, Captain. Wir warten am Ausgang. Gehen wir?“

Zee überlegte. Es war kaum zu fassen. Ein zwei Meilen langer Tunnel und noch einer dahinter! Ohne Zweifel von Menschen geschaffen, aber von wem? Der Zustand des Tunnels zeigte, daß die Menschen schon lange tot sein mußten.

„Habt ihr irgendein Zeichen von Leben drüben gefunden? Fußspuren?“

„Nein, Captain. Alles war wie ausgestorben.“

Sie zögerte. Bis jetzt hatte sie das beruhigende Gefühl gehabt, daß sie jederzeit umkehren, ihr Vorhaben aufgeben und in die Sicherheit der Kolonie zurückkehren konnte. Wenn sie jedoch den Tunnel betrat, mußte sie weitergehen.

Natürlich gab es immer noch die Möglichkeit einer Umkehr, aber hier war der Wendepunkt. Wenn sie umkehren wollte, konnte sie den Tunnel nicht betreten. Als sie auf sah, bemerkte sie, daß Wolf sie gespannt anblickte.

„Captain?“ Es war der Pfadfinder.

„Ja?“

„Captain – hinter dem Tunnel scheint die Sonne.“

„Die Sonne ...?“

„Ja, Captain. Sie blendete uns fast. Blauer Himmel.“

Zee gab nach. „Also gut.“ Sie wandte sich an Leutnant Donn. „Wir marschieren, Leutnant.“

„Jawohl, Captain.“ Sie setzte die Trillerpfeife an die Lippen.

„Die Nachhut bleibt hier, bis wir den Tunnel hinter uns haben. Schicken Sie ihnen einen Melder.“

„Jawohl, Captain.“

Zee betrat den Tunnel. Jemand ging neben ihr mit einer Fackel. Es war Wolf. Einmal, als sie stolperte und fast gefallen wäre, fing er sie schnell auf und warf dann den Stein beiseite, um den nachfolgenden Wagen den Weg frei zu machen. Lange verweilten ihre Gedanken bei diesem Zwischenfall. Die Geste bedeutete mehr als nur eine Hilfeleistung. Von den Küstenbewohnern hätte nicht einer einen Soldaten berührt, ganz gleich aus welchem Grund. Furcht und Respekt hielten sie davon ab.

Ihre Lippen formten ein verzerrtes Lächeln. Wolf zeigte überhaupt sehr wenig Furcht und Respekt, am wenigsten vor ihr.

Und der Arm, der sie gehalten und den großen Stein beiseite geworfen hatte, war überwältigend stark gewesen.

Voll Schreck erkannte sie, daß er sie ohne jede Anstrengung aufheben und tragen konnte, wenn er wollte.

Sie wollte nicht, daß ein Mann ihr an Stärke gleichkam, noch weniger sie übertraf. Sie straffte die Schultern. In der Ferne wurde es allmählich heller.

Die Sonne blendete.

Als sie aus der Dunkelheit des Tunnels traten, war das Licht überwältigend. Zees Soldaten standen vor dem Tunnelausgang und bedeckten die Augen mit den Händen. Sie wollte einen Befehl rufen, trat aber dann ebenfalls in die Sonne hinaus und mußte die Augen schließen. Ihr Instinkt warnte sie, daß es gefährlich sei, daß sie leicht Opfer eines Überfalls werden konnten, während sie geblendet dastanden, und sie zwang sich, die Augen zu öffnen. Das erste, was sie sah, war Wolf, der sie beobachtete. Hinter ihm erhob sich der grüne Abhang eines anderen Berges.

Sie wurde ärgerlich. Warum starrte er sie nur immer an?  
„Vorwärts!“ befahl sie.

Die Pfadfinder gingen langsam voran und tauschten nur zögernd das warme Sonnenlicht gegen die Finsternis und Kälte des zweiten Tunnels ein.

„Ein bißchen schneller!“ fuhr Zee sie barsch an.

An diesem Tag passierte die Truppe den zweiten und noch einen dritten Tunnel und biwakierte schließlich vor dem Eingang eines vierten. Die Tunnels waren von unterschiedlicher Länge, manche nur eine halbe Meile lang. Dazwischen schien immer die Sonne. Einige Soldaten hatten ihre Helme abgesetzt und die Arme entblößt. Dr. Barra marschierte fröhlich dahin, die Ärmel bis zu den Schultern

aufgerollt. In dieser Nacht verteilte sie den Essig, aber nur wenige benutzten ihn.

Zwei Tage lang folgte ein Tunnel dem anderen, dann wurden die Berge niedriger, und die Straße wand sich wieder durch Täler und über kleinere Hügel. Am Ende der ersten Woche hatten alle eine krebssrote Haut und schälten sich. Der Essig wurde reichlich aufgetragen und einige Soldaten zeigten stolz eine leichte Bräune auf Hals und Armen vor. Und am Ende der ersten Woche wußte Zee, daß Leutnant Donn den Mann für sich begehrte, wußte, daß es eine Auseinandersetzung geben würde, denn im Grunde war ihr klar, daß auch sie ihn für sich beanspruchte.

Sie konnte nicht sagen, wie es dazu kam, daß sie ihn für sich haben wollte, denn in ihren Augen war er noch immer ein Eingeborener, und niemand durchbrach die Schranke, die die Eingeborenen von ihnen trennte. Und doch wollte sie instinktiv Wolf neben sich haben – für immer. Er ging neben ihr, arbeitete neben ihr und hatte deutlich gezeigt, daß er auch neben ihr kämpfen würde, wenn es nötig war. Er gehörte ihr. Basta.

Aber in dieser Woche hatte Leutnant Donn durch ihre Haltung zu erkennen gegeben, daß die Sache damit nicht erledigt war.

Barra beobachtete alles und schwieg. Sie erkannte, was vor sich ging und glaubte, den Ausgang vorauszusehen. Und schwieg, weil sie glaubte, daß der Ausgang so, wie sie ihn kommen sah, notwendig war.

Während dieser Woche merkte Captain Zee, daß vier Expeditionsmitglieder an dem Mann interessiert waren. Von zweien hatte sie es schon gewußt – von der Ärztin und

sich selbst. Aber die Ärztin konnte man verstehen; bei ihr lag das Interesse in ihrem Beruf begründet.

Aber mit einiger Überraschung konstatierte der Captain, daß Soldat Perri ebenfalls ein großes Interesse an Wolf zeigte, aber nach kurzem Überlegen entschied sie, daß es eher die Archäologin war als das weibliche Wesen. Für alle Fälle hielt Zee sie unter Kontrolle.

Und dann war da noch Donn, die nicht mitkommen wollte, bis sie den Mann gesehen hatte.

Vier. Sie war schon dankbar, daß es nicht die ganze Truppe war. Das würde in Meuterei ausarten. Nein, vier waren mehr als genug.

Am Ende dieser ersten Woche kamen sie hinaus auf die offene Prärie.

Die Früchte waren aufgegessen und die Wassertanks zweimal mit Flußwasser aufgefüllt worden. Zuerst hatten sie nicht aus den Flüssen trinken wollen, aber das Beispiel des Mannes, der sich ohne Zögern der Länge nach hinwarf und durstig sein Gesicht in die Strömung tauchte, hatte sie die Tanks füllen lassen.

Einmal hatte ein Pfadfinder ein schweineähnliches Tier überrascht und es mit einem flinken Pfeil erlegt. Sie entdeckten eine wilde, saure Traubenart und pflückten sie. Jemand hatte ein paar große Vögel gefangen und briet sie, aber der Geschmack trieb sie schnell dazu, die Vögel in Zukunft in Ruhe zu lassen. Am Ende der Woche war der Fleischvorrat arg zusammengeschmolzen, und Zee erhielt ihren nächsten großen Schock. Wie gewöhnlich, verursachte ihn Wolf.

Am späten Nachmittag kam ein Pfadfinder zurück und

berichtete, daß sie eine Herde von etwa zwanzig pferdeartigen Tieren gesehen hätten, die aber sehr viel kleiner als die Zugpferde waren. Zee ging nach vorne, wie immer begleitet von dem Mann.

Sie verbargen sich vor den Tieren dicht am Boden im hohen Gras und beobachteten sie. Der Pfadfinder zog einen Pfeil heraus und legte ihn in den Bogen. Eigenartigerweise hinderte Wolf sie daran.

Zee flüsterte etwas, und der Pfadfinder gehorchte.

Wolf erhob sich, preßte aber seine Hand in ihren Rücken, um ihr anzudeuten, daß sie ihm nicht folgen solle. Gebückt schlug er einen Kreis um die Tiere und hielt sich so gut versteckt, daß man ihm kaum mit den Augen folgen konnte. Zee beobachtete ihn erstaunt.

Plötzlich schnellte Wolf aus dem Gras hoch und stieß einen schrillen Schrei aus. Sie sprang auf.

Die grasenden Ponies warfen überrascht die Köpfe hoch, sahen ihn und rannten auf die im Gras liegende Gruppe zu. Ein aufgeregter Soldat sprang auf die Füße und legte Pfeil und Bogen an. Die anderen folgten ihrem Beispiel.

Die erschreckte Herde brach beim unerwarteten Anblick dieses neuen Feindes zur Seite aus und donnerte hinter dem Leitpferd quer über die Prärie. Ein Pfeil flog hinterher, traf aber nicht. Ein weiterer konnte sie ebenfalls nicht mehr erreichen. Dann sah Zee braune Haut aufblitzen und schrie einen Befehl. Die Waffen fielen zu Boden.

Wolf rannte über das Feld den Ponies nach. Der Mann lief mit der unglaublichen Schnelligkeit eines Rennpferdes, schneller als Zee jemals einen Menschen hatte laufen sehen, so schnell, daß er schon nach Sekunden die letzten

Tiere überholte. Er schoß in großen Sprüngen über den Boden, leicht wie ein Pfeil. Schnell hatte er die Herde überholt und warf sich auf das nächste Pferd. Er lag auf dessen Hals, klammerte seine langen Beine um den Pferdekörper und warf es irgendwie zu Boden.

Die Herde donnerte in der Ferne davon. Das hohe Gras schwankte, wo Mann und Pony gefallen waren. Zee rannte auf die Stelle zu.

Wolf saß am Boden, seine Brust hob und senkte sich keuchend. Das Pony lag neben ihm mit gebrochenem Genick.

Neben ihr sagte Leutnant Donn: „Ich wollte, er würde mir das beibringen!“

Zee war plötzlich ärgerlich. „Holen Sie den Koch. Die Fleischfrage wäre also gelöst.“

Der Leutnant wandte sich ab und versuchte vergeblich, ein Lächeln zu unterdrücken. „Jawohl, Captain.“

Das Fleisch des Ponys war zäh, und der Geschmack ließ zu wünschen übrig, aber es war Nahrung. Zee und die Ärztin saßen an ein Wagenrad gelehnt abseits vom Feuer und kauerten eifrig. Korporal Avon saß in der Nähe.

„Ich habe noch nie so etwas gegessen“, beschwerte sich Zee. Sie schnitt ein Stück Fleisch ab und steckte es in den Mund. Das Kauen war schwierig. „Und mir gefällt das auch nicht – wir werden bald alle wie die Barbaren.“

„Kann sein, daß du noch schlechter essen mußt, bevor wir wieder zu Hause sind“, antwortete Barra. Sie hob ihre Gabel. „Sieh mal da hinüber – wir sind ja schon Barbaren.“

Wolf kauerte neben dem Feuer und hielt sein Steak mit

den Fingern. Vorsichtig salzte er das Fleisch mit der anderen Hand und biß hinein. Ein paar Soldaten sahen ihm zu und vergaßen darüber ihren eigenen Kampf mit dem Fleisch. Er riß ein Stück mit den Zähnen herunter und kaute.

Perri legte ihr Besteck hin. „Das kann ich auch!“ Sie biß ein Stück ab.

„Siehst du?“ fragte Barra.

„Das paßt mir nicht, Barra. Ich habe auch noch andere Dinge bemerkt, Kleinigkeiten. Die Soldaten ahmen seine Gewohnheiten nach. Wenn das so weitergeht, könnte es zu einem ernstlichen Zusammenbruch von Moral und Disziplin kommen.“

„Zum Beispiel?“ wollte die Ärztin wissen.

„Zum Beispiel, wie er trinkt. Hast du bemerkt, daß die Soldaten sich auf die Erde werfen und aus dem Fluß trinken? Sie haben ihm das abgesehen.“

„Unsinn. Das tue ich auch.“

„Als er heute abend ans Feuer kam, machten sie ihm Platz. Sie wichen nicht vor ihm zurück wie früher, sondern machten ihm Platz und blieben, wo sie waren. Sie fangen an, ihn zu akzeptieren.“

„Warum auch nicht? Nach dem Abenteuer heute nachmittag würde ihn wohl jeder akzeptieren.“

„Ja ...“ Zee starrte auf seine Silhouette vor dem Feuer. „Barra, was gibt es, das dieser Mann nicht fertigbringt? Gibt es für ihn eine Grenze?“ Sie wandte sich um und sah die Ärztin an. „Und sag mir nicht, daß das auch in deinem Bericht steht!“

„Nein, nein.“ Barra nahm ein Stückchen Fleisch und

versuchte, es abzubeißen. „Das habe ich befürchtet. Meine Zähne machen nicht mit.“ Sie kehrte reumütig zum Messer zurück. „Er paßt in Cranes Theorie.“

„Und was ist Cranes Theorie?“

„Ein Zweig der Medizin – es gibt noch keinen besseren Namen dafür. Vor mehreren Jahren veröffentlichte Dr. Crane – du kennst sie nicht – eine Abhandlung über die Form der Dinge, eine Theorie über die Differenz zwischen den Arten. Ich weiß, ich weiß“, wehrte Barra ab. „das sagt dir nichts. Aber nur Geduld.“

„Aber was *ist* nun Cranes Theorie?“

„Es ist eine Abhandlung von mehreren hundert Seiten. Ich habe sie ganz gelesen, und was ich davon behalten habe, füllt höchstens zwei Seiten.“ Sie steckte wieder ein Stück Fleisch in den Mund. „Du bist auf dem Kontinent gewesen und viel herumgereist, und du weißt, daß die Menschen überall anders sind. Einige sind schwarz, andere weiß, manche haben dunkles Haar, andere helles oder rotes wie du. Blaue Augen, braune Augen, graue Augen ... und so weiter. Ich habe Menschen mit sechs Fingern an jeder Hand gesehen, andere, die krank werden, wenn der Wind sich dreht und ein paar, die die Seuche überlebt haben. Das ist Cranes Theorie: Die Menschen, wie und warum sie sich unterscheiden und unter welchen Verhältnissen.“

Crane glaubt, daß die Unterscheidungsmerkmale im Blut liegen und in den physischen Eigenheiten des Körpers, daß die Charakteristika von den Eltern auf die Kinder vererbt werden – manchmal.“

„Manchmal?“

„Manchmal – nicht immer bei gewissen Eigenschaften

und wiederum immer bei anderen. Zum Beispiel die sechs Finger. Der ganze Stamm besitzt sechs Finger, alle Erwachsenen und alle Kinder. Und hier ist der Kernpunkt der Theorie: Dieser Stamm wird immer sechs Finger haben, bis jemand mit fünf Fingern einheiratet. Das Kind der Fünffingerfrau wird entweder fünf oder sechs Finger haben, je nachdem, welcher Elternteil die dominanten Eigenschaften besitzt. Wenn das Blut und die Körpereigenschaften der Frau stärker sind, wird das Kind mit fünf Fingern geboren. Ist dagegen der Vater dominierend, hat das Kind sechs Finger.“

„Aber warum hat das nicht auf andere Stämme übergriffen?“

„Darauf komme ich jetzt: Jetzt kommt Wolf hinein. Crane sagt, daß natürliche Grenzen den Austausch unterbinden. Jene sechsfingrigen Menschen leben in einem abgelegenen und unzulänglichen Teil des Kontinents – es ist schwer, sie zu erreichen. Die natürliche Grenze ist dabei die große Entfernung. Und das bringt uns zu den Küstenbewohnern. Sie sind ganz anders als die Leute zu Hause – der Ozean ist eine unüberwindliche Grenze, und die Eingeborenen haben ihre Körper ohne Einfluß von außen entwickelt. Eigentlich sind sie sogar zwischen zwei Grenzen eingeschlossen, und jeglicher Austausch ist unmöglich.

Sie sind anders als wir, die Menschen aus den Bergen sind anders als sie und die Menschen, die hier in der Ebene leben – wie Wolf – sind wieder anders als beide. Wegen der günstigen Wetterbedingungen und Lebensweise ist Wolf allen anderen weit überlegen. Zee, vielleicht hörst du es nicht gern, aber er ist auch uns überlegen, wie wir den Küstenbewohnern überlegen sind.“

„Ich ...“

„Du glaubst noch nicht daran, nein, trotz allem, was du gesehen hast. Aber du wirst es glauben, Zee, ganz bestimmt.“

„Aber er ist nur ein Eingeborener!“ wandte sie ein und starrte auf das Fleisch in seiner Hand.

„Hmmm. Was ist ein Eingeborener? Erkläre mir das doch einmal!“

„Barra, das ist doch einfach! Ein Eingeborener ist ein Mensch, den man in einem neuen Land findet.“

Barra nickte mit einem ironischen Lächeln. „Das genügt. Also, betrachte es doch einmal von Wolfs Standpunkt: Dies ist sein Land. Was sind also unsere Leute auf der anderen Seite des Meeres? In einem neuen Land für ihn?“

„Nun ... ich denke, Eingeborene.“

„Richtig. Wir sind alle Eingeborene unseres eigenen Landes. Und das bringt uns wieder zurück zu Crane. Wer ist der Überlegene, der Eingeborene der Ebene hier oder der Eingeborene der Inseln?“

„Wir natürlich. Barra, dies ist doch dumm!“

„Wir sind es in einer Hinsicht: Wir sind gebildet.“ Sie warf ein Stückchen Knorpel fort. „Aber was kann er, das wir nicht können?“

„Einiges, nehme ich an.“

Die Ärztin knurrte: „Einiges, glaubst du. Zum Beispiel überleben ohne Kleidung, so schnell laufen wie ein Pferd, unausgesprochene Gedanken lesen, ein oder zweihundert Jahre alt werden. Zee, manchmal bist du so blind, daß du mich enttäuschst.“

Der Captain antwortete nicht. Sie studierte Wolf, beo-

bachtete die Soldaten um ihn herum. Ein Dutzend oder mehr aßen jetzt mit den Fingern. Sie fand es widerlich, war aber noch entsetzter, als sie Leutnant Donn es ebenso machen sah. Sie wandte ihre Augen ab und blickte statt dessen zu den Sternen auf.

Schließlich brach sie das Schweigen.

„Barra ... was würde geschehen, wenn – wenn eine von unseren Mädchen sich mit einem Mann wie Wolf verbinden würde?“ Ihr Gesicht war ausdruckslos, ein Effekt, den sie nur mit Mühe aufrechterhalten konnte. „Würden ihre Kinder auch so schnell wie ein Pferd sein oder ...“

„Nein. Noch nicht einmal, wenn sein Blut das stärkere wäre, was ich bestimmt glaube.“ Sie blickte den Captain an. „Angenommen, eine von den Mädchen bekommt ein Kind von dem Mann.“ Sie sah, wie Zee zusammenzuckte. „Crane würde sagen, daß das Kind groß wird, weil beide Eltern groß sind, daß es blaue Augen hat, *wenn* die Frau blaue Augen hat, denn seine sind blau. Das sind jedoch nur äußerliche Merkmale wie die sechs Finger.

Aber das Kind würde weder zweihundert Jahre alt, noch so schnell wie ein Pferd, noch könnte es Gedanken lesen. Diese Dinge werden nicht so schnell vererbt – dazu bedarf es mehrerer Generationen. Unter günstigen Bedingungen, und damit meine ich, daß das Kind sich mit einem ähnlichen Kind verbinden würde, wäre es möglich, daß ihre Enkel oder Urenkel so werden wie Wolf.“ Sie breitete die Hände aus. „Wenigstens nach Cranes Theorie.“

Zee dachte nach. „Wenn wir also das voraussetzen, dann könnte es noch andere Lebensformen hier geben.“

Barra schlug ihr auf den Rücken. „Beim Zahn der Köni-

gin, Zee, du bist doch nicht so blind, wie ich glaubte. Cranes Theorie gilt nicht nur für Menschen, sie schließt auch Vögel, Säugetiere, Insekten und auch Schlangen ein. Hör mal, wie die Vögel singen, Zee.“ Sie machte eine Pause. „Hast du jemals Vögel so singen hören? Bestimmt nicht.“ Sie hielt ein Stück Fleisch hoch. „Hast du schon je zuvor so kleine Pferde gesehen? Nein. Oder diese schweineähnliche Kreatur, die neulich jemand geschossen hat? Nein.“

„Und auch keinen Mann wie Wolf“, fügte Zee hinzu.

Barra grinste in die Dunkelheit, aber ihre Stimme verriet nichts davon. „Nein. Der Ozean war die erste große Grenze, die Berge hinter uns die zweite. Zee, wenn wir Crane glauben können, mache dich auf alles mögliche gefaßt. Alles mögliche! Die Menschen und Tiere, die hier leben, sind wahrscheinlich schon Jahrtausende hier, ungestört. Vielleicht auch Zehntausende oder Hunderttausende von Jahren. Wir wissen nicht, wie sie hierhergekommen sind, wie lange sie schon hier sind und vor allem, welcher Art von Druck und Gewalt sie hier unterworfen waren. Also, mach dich auf alles gefaßt.“

„Du sprichst“, sagte Zee zögernd, „als ob du noch andere Menschen hier zu finden erwartest.“

„Aber, Zee! Wolf ist nicht einfach aus der Erde hervorgestieg. Er muß Vater und Mutter haben.“

„Nun, ja.“

„Und die Narbe auf seinem Rücken hat irgendein Feind verursacht. Also muß es andere geben.“

„Ja“

„Dann bereite dich darauf vor.“

Abwesend suchte Zee mit den Augen die Wachen. Im Dunkel der Nacht waren sie unsichtbar.

Wolf stand vom Feuer auf, und Zees Augen kehrten zu ihm zurück. Er wandte sich um, den Rücken zum Feuer, und sah kurz zu ihr hinüber. Sie senkte den Blick.

Er suchte sich einen Weg durch die Gruppe um das Feuer und verschwand in der Nacht.

„Das tut er nun jede Nacht“, sagte Zee.

„Was?“

„Die Wachen kontrollieren. Eines Nachts bin ich ihm gefolgt, um zu sehen, was er tut. Er machte eine ganze Runde bei den Wachen, stellte sich neben jede einzelne und starrte hinaus in die Prärie. Und dann ging er zur nächsten. Er tut das die halbe Nacht hindurch – er schläft nur ein paar Stunden kurz vor Morgengrauen.“

„Der beste Wachtposten, den du dir wünschen kannst.“

Zee nickte zustimmend. „Das ist er. Aber ich möchte wissen, wonach er ausschaut.“

Barra zuckte die Achseln. „Vielleicht nach seiner Frau.“

„Barra! Glaubst du, er hat eine ...“ Sie schwieg plötzlich.

Die Ärztin stocherte nach Fleischresten in ihren Zähnen und versäumte, zu antworten.

Zee lehnte sich an das Wagenrad und betrachtete den Leutnant am Feuer.

„Schöne Nacht“, sagte Barra, stand auf und verschwand.

Zees Gedanken schweiften. Es war eine herrliche, angenehme Nacht wie wenige, die sie zu Hause verbracht hatte. In der Kolonie hatte es nichts dergleichen gegeben. Seit dem ersten Tunnel war kein Regen mehr gefallen; die Tage waren strahlend und so warm, daß die Hitze fast unange-

nehm wurde, und alle Nächte waren lau wie diese, warm und klar. Es mochte barbarisch sein, aber es war tatsächlich ein wunderbares Gefühl, die Nächte im Freien zu verbringen. Die Soldaten liebten es – jenseits der Tunnels hatte es keinerlei Klagen mehr gegeben.

Das Essen war nicht so reichlich wie zu Hause, und das Fleisch heute abend war bestimmt nicht, wie es sein sollte, und doch war diese Reise ein Genuß, war diese Nacht ein Genuß.

Was Wolf getan hatte, war außerordentlich bemerkenswert gewesen – aufzuspringen und zu schreien, die Pferde in wilde Flucht zu jagen –. Sie setzte sich plötzlich aufrecht. Er war aufgesprungen und hatte geschrien! Geschrien! Aber Wolf hatte doch keine Stimme – jedenfalls hatte er sie nie gebraucht. Aber das war doch lächerlich. er mußte eine Stimme haben, jedermann hatte eine Stimme. Aber bis heute nachmittag hatte man sie nie gehört.

Sie sprang auf die Füße.

„Barra!“

„Hier!“

Zee lief zu ihr hin.

„Barra, als du den Mann untersucht hast, besaß er die physische Fähigkeit zu sprechen? Ich meine, seine Kehle ...?“

„Was? O! Nun ja, mit seiner Kehle war alles in Ordnung.“

„Und doch hast du geschrieben, daß er nicht sprechen könne.“

Die Ärztin korrigierte sie. „Ich berichtete, daß er unsere Sprache nicht versteht; er konnte oder wollte seine Stimme nicht gebrauchen; er hat nie versucht, mit mir zu sprechen.“

Was sonst sollte ich glauben? Es war eine normale Schlußfolgerung. Was ist los?“

„Barra, er hat heute nachmittag seine Stimme gebraucht. Als er diese kleinen Pferde scheuchte, schrie er sie an.“

„Bei allen Heiligen, das stimmt!“ Barras Hand fuhr an die Kehle, wie um sie zu massieren. „Das hat er getan.“

„Er hat uns hereingelegt, Barra. Absichtlich genasführt.“ Sie wirbelte herum, rief ärgerlich zu der Gruppe am Feuer hinüber: „Korporal!“

„Nur nichts übereilen, Zee. Ich würde nicht sagen, daß er uns getäuscht hat. Warum sollte er schließlich seine Stimme gebrauchen?“

„Warum? Barra, was, glaubst du, würde ein ...“ Sie hielt inne, starrte die Ärztin an.

„Richtig“, half Barra ihr weiter. „Eine Stimme ist dazu da, sich zu verständigen, wenn es keinen anderen Weg gibt. Wolf hat aber einen anderen Weg.“

„Also schon wieder das alte Lied! Korporal!“

„Ja, wieder das alte Lied.“

Jemand rief: „Nicht hier, Captain.“

Barra sagte: „Ich sah sie vor einer Weile. Sie ging in diese Richtung, als sie gegessen hatte.“

„Schon gut“, erklärte Zee. „Ich werde Wolf selbst suchen. Ich wünsche eine Erklärung.“ Wütend lief sie in die Nacht hinein auf den nächsten Wachtposten zu. Die Ärztin sah ihr nach.

Captain Zee machte die ganze Runde bei den Wachtposten, nur um von jeder zu hören, daß der Mann seit Anbruch der Dunkelheit nicht dagewesen war, daß keine ihn gesehen hatte. Sie kehrte zum Feuer zurück, organisierte

einen Suchtrupp und kämmte das ganze Lager gründlich durch. Wolf war weder im Lager noch innerhalb des Kreises, den die Wachen bildeten. Er war fort.

Die Suche brachte noch etwas anderes ans Tageslicht: Korporal Avon war auch verschwunden.

Dr. Barra rieb sich die Nase und versuchte, andere Abende zu rekonstruieren. Sie fand nichts, das ihren Verdacht bestätigte und ließ die Sache auf sich beruhen.

Anders Captain Zee.

Sie verdoppelte die Wachen mit dem strikten Befehl, das vermißte Paar sofort zu verhaften und unter Bewachung zu ihr zu bringen, wenn es auftauchte. Dann entrollte sie ihren Schlafsack unter einem Wagen neben dem Feuer, um sie zu erwarten. Über dem Warten schlief sie ein und erwachte erst wieder, als die Morgensonne das Lager zu emsiger Tätigkeit weckte.

Wolf und der Korporal waren fort.

## 7.

Zee ließ das Lager abbrechen und marschierte wütend nach Westen.

„Ich lasse sie hängen, Barra“, sagte sie wild. „Hängen ist die Strafe für Deserteure.“

„Du kannst das Mädchen hängen“, antwortete Barra sanft, „aber den Mann wirst du nicht anrühren.“

„So, werde ich das nicht?“

„Nein. Ich weiß, daß du es nicht wirst. Ihm wird die Idee wahrscheinlich nicht sehr behagen.“

„Barra, ich befehlige diese Truppe!“

„Zugeben. Aber ihm kannst du nicht befehlen. Hast du das noch nicht gelernt?“

Zee antwortete nicht. Einmal blieb sie oben auf einem Hügel stehen, um ein letztes Mal nach dem Paar Ausschau zu halten. Aber sie sah nichts als zertrampeltes Gras und die Asche der Feuer, wo ihr Lager gewesen war. Ein heftiger Wind blies über die Prärie. Sie ging weiter den Hügel hinab, der den letzten Lagerplatz verdeckte.

„Die Soldaten flüstern miteinander, Barra“, sagte sie nach einer Weile. „Sie machen häßliche Bemerkungen.“

„Wenn du meinst, daß Wolf und das Mädchen ein Verhältnis haben, ja, darüber sprechen sie. Aber ich fürchte, daß niemand deine Ansicht über die Sache teilt.“

„Aber, Barra ... eine von meinen Soldaten! Und ein Eingeborener!“

„Sobald du erst einmal aufhörst, in ihm einen Eingeborenen zu sehen und ihn als Mann akzeptierst, wirst du auch innerlich Frieden finden, Zee. Die militärische Erziehung hat aus dir einen engstirnigen Reaktionär gemacht. Er ist ein Mann. Und, wie ich schon sagte, ein Mann, wie wir ihn nie zuvor gesehen haben. Ich kann es dem Mädchen nicht verübeln, daß sie sich hat beeindrucken lassen!“

„Barra, du willst doch nicht etwa Desertion entschuldigen!“

„Nein, das will ich nicht.“ Sie stolperte im hohen Gras und knurrte etwas vor sich hin. „Ich spreche nicht über Desertion – das ist etwas anderes. Aber ich nehme es dem Korporal nicht übel, daß seine Persönlichkeit sie beeindruckt hat. Ich bin selber beeindruckt.“ Sie sah den Captain an. „Und du auch.“

„Ich nicht.“

„Ach, Unsinn!“

Sie marschierten schweigend weiter. Nur der Wind in den Bäumen und dem Gras und das Quietschen der Wagen war zu hören. Bald hatte auch die Nachhut den Hügel überschritten und marschierte den Abhang hinab.

Als die Truppe für das Mittagsmahl haltmachte, hatte der Wind an Stärke zugenommen. Plötzliche Böen stießen herab, rissen an der Leinwand der Wagenplanen und drohten, sie in Stücke zu reißen. In der Ferne kämpfte ein großer Vogel gegen den Wind und strebte einer unsichtbaren Zufluchtsstätte zu. Zee beobachtete besorgt den Horizont, wo sich dunkle Wolken als Vorboten eines Sturmes sammelten, eines Sturmes, den sie seit Verlassen der Inseln nicht mehr erlebt hatten. An der Küste gab es keine Stürme, und das Leben in dem langweiligen, friedlich-grauen Klima hatte ihre Widerstandskraft dagegen geschwächt.

Am Nachmittag verdunkelte sich der Himmel, und ihre Befürchtung bestätigte sich.

Sie waren mitten auf der Prärie ohne irgendwelchen Schutz, bis auf vereinzelte Bäume. Sie trieb die Truppe an, in der Hoffnung, irgendeinen Unterschlupf zu finden, der sie vor dem Sturm schützte. Die Pferde zeigten eine Nervosität, wie sie sie nie zuvor an ihnen beobachtet hatte.

„Uns hat's erwischt, Barra.“

Barra schnürte ihren Regenmantel los. „Stimmt. Gräßlich, daß ich dieses Ding wieder anziehen muß!“ Sie sah zum Horizont. „Zee, siehst du die großen Vögel? Wir sollten ihnen folgen. Wo sie hinfliegen, muß es einen Unterschlupf geben.“

„Der Vorschlag ist nicht schlecht, Barra.“ Sie rief einen Befehl, und jemand lief nach vorne, um die Vorhut von der Richtungsänderung zu informieren. Die ganze Kolonne schwenkte langsam nach Süden, den Vögeln nach. „Sie sehen groß aus, nicht wahr? Sicherlich haben sie entsprechenden Schutz vor dem Sturm.“

Zee eilte mit ihnen nach Süden, aber die verfrühte Dunkelheit und die ersten, nadelscharfen Regentropfen überraschten sie noch weit draußen, während der Wind um sie herum tobte. Regenschirme wurden eilig übergeworfen, und dann begann die Sintflut. Die Vorhut mußte auf die Wagen warten, und die Nachhut rückte dichter auf, aus Angst, bei der schlechten Sicht den Anschluß zu verlieren. Zee befahl, daß ein Soldat neben jedem Gespann ging und es am Zügel führte, denn der rollende Donner und die grellen Blitze machten die Tiere unruhig. Sie hatte Angst, sie würden durchgehen.

„Sogar die Heiligen haben uns verlassen, Barra. Es ist schlimm.“

Die Ärztin antwortete nicht. Sie kämpfte mit gesenktem Kopf gegen den Sturm. Schließlich gab sie es auf, suchte hinter dem ersten Wagen Schutz und hielt sich daran fest.

Zee hielt fortwährend nach einem Obdach Ausschau. Sie war völlig durchnäßt. Sie stolperte durch das Gras, als sie plötzlich mit einem Soldaten zusammenstieß.

„Aus dem Weg, Küken!“ rief der Soldat. „Ich muß den Captain finden.“

„Ich bin der Captain.“

Der Soldat nahm Haltung an. „Jawohl, Captain. Da vor-

ne ist etwas, Captain. Bäume oder Häuser, oder so etwas Ähnliches.“

Zee folgte ihr nach vorne.

Vor ihnen erhoben sich schwarz und unbestimmt die Umrise einer formlosen Masse aus der Prärie. Zee konnte sie in dem strömenden Regen und der Dunkelheit nur unklar erkennen. Sie zog ihr Schwert und trieb die Truppe an. In einer Stunde hatten sie die Masse erreicht und krochen unter dem ungenügenden Schutz, den sie bot, zusammen.

Sie stellte sich als Häuser heraus, Häuser, die nicht mehr ganz und Mauern, die eingestürzt waren, aber sie boten Schutz gegen das Wetter. Die Wagenführer drehten die Fahrzeuge herum und fuhren sie rückwärts in die Tore der ersten Gebäude, spannten die Pferde aus und führten sie hinein. Die Soldaten strömten hinterher und verteilten sich auf ein halbes Dutzend Häuser.

„Leutnant!“

„Jawohl, Captain?“

„Schicken Sie eine Patrouille in die Stadt. Lassen Sie die Größe der Stadt feststellen und sehen, ob jemand hier lebt.“

„Jawohl, Captain.“

Zee stellte Wachen an Fenster, Türen und die Löcher in den Wänden; die anderen breiteten in den inneren Räumen ihre Schlafsäcke aus.

„Was hältst du davon, Barra?“

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht. Es sieht eigentlich nicht wie ein Haus aus. Würdest du ein so großes Haus bauen?“

„Die Straße war groß“, erinnerte der Captain. „Die Tunnels waren groß.“

„Hmmm. Nun, vielleicht hatten die Straßenbauer einen

Grund, mit sechs Gespannen nebeneinander zu fahren, aber das ist hier doch wohl nicht der Fall. Ich kann mir nicht denken, daß es Menschen gibt, die so groß sind, daß sie Räume dieses Ausmaßes brauchen.“

„Vielleicht solltest du deine Freundin Crane fragen.“

Barra sah sie an. „Du solltest dich lieber ausruhen; du siehst völlig erschöpft aus.“

Zee machte noch einmal die Runde durch das Gebäude und ging auch nach nebenan, um die Soldaten dort zu kontrollieren. Die Patrouille kam zurück, als sie die Räume des dritten Hauses inspizierte.

„Etwas gefunden?“ fragte sie schnell.

„Nein, Captain. Nur diese Vögel – nicht gesehen, aber gehört, wie sie herumfliegen. Wir sind ungefähr eine halbe Meile in die Stadt hineingegangen. Da gibt’s nichts als alte Häuser. Sie werden zum Zentrum hin größer, Captain.“

„Konnten Sie die Größe der Stadt feststellen?“

„Nein, Captain. Wir sind nicht bis zum anderen Ende gekommen. Ich glaube, noch nicht einmal bis zur Mitte. Die Stadt erstreckt sich nach allen Seiten. Und alles in Ruinen, Captain.“

„Kein Lebewesen?“

„Nur die Vögel, Captain. Sie sitzen in den großen Gebäuden da drüben –“ Der Soldat zeigte sie mit der Hand. „Aber ...“

„Aber was?“ schnappte Zee.

„Nun, Captain, die Häuser sehen so eigenartig aus ... sie sind nicht vor Alter eingestürzt, wenn Sie wissen, was ich meine.“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen!“ Sie runzelte die Stirn.

„Captain – es ist nur ... Nun, dieses Haus, zum Beispiel. Man kann sehen, daß es zerfällt, weil niemand es repariert. Aber einige der Häuser da drinnen sind anders. Es sieht nicht so aus, als ob Wind und Wetter sie zerstört haben.“

„Wie sieht es denn aus?“

„Ich weiß nicht, Captain.“ Der Soldat suchte nach Worten. „Ich kann es nicht beschreiben. Aber – wenn man einen Stein so groß wie ein Haus durch eine Wand werfen könnte ... nun, so sah es aus, Captain.“

„Sprechen Sie von einer Bombardierung?“

„Ja, Captain. Aber ich kenne keine Waffe, die groß genug wäre, um eine Wand zu durchschlagen oder ein Haus zum Einsturz zu bringen.“

Zee starrte den Soldaten an. Sie kannte auch keine.

Der Regen und Wind hatte am Morgen aufgehört. Zee stapfte hinaus in den Schlamm der Straße und starrte auf die Stadt. Sie fand die Ärztin schon draußen.

Barra starrte wie versteinert auf eine ungefähr eine Viertelmeile entfernte Stelle.

„Wie steht's, Barra?“

Die Ärztin wandte dem Captain ihr weißes Gesicht zu. „Mach dich auf einen neuen Schock gefaßt, Zee.“

„Was?“ Sie schoß herum und blickte die Straße entlang.

„Sieh mal nach oben“, nötigte Barra sie, „da oben auf dem Hausdach.“

Zee sah nach oben, stolperte rückwärts und rieb sich die Augen. Unbewußt fuhr ihre Hand an die Waffe. Sie stand wie erstarrt.

Die geflügelte Gestalt stand ruhig auf dem Dach und beobachtete sie.

„Die Vögel ... die Vögel, die wir gestern gesehen haben?“

Barra nickte. „Das müssen sie sein. Weißt du noch, wie groß sie waren?“

„Aber Barra, das kann doch nicht möglich sein ... nicht möglich.“

„Ist aber.“ Sie schürzte die Lippen. „Zee, wenn wir nicht beide verrückt sind, steht da ein Mann mit Flügeln. Mutter der Heiligen, was für Flügel!“

„Ein Mann *kann* keine Flügel haben!“ Zee machte eine Handbewegung, als ob sie das Bild wegwischen wollte. „Es ist einfach nicht möglich!“

„Es *ist* möglich. Ich habe ihn fliegen sehen. Ich sah zur Stadt hinüber, und da kam er über die Dächer geflogen. Es ist ein Mann mit Flügeln, Zee. Sieh es ein!“

Der Captain wollte es nicht einsehen. Sie sah ihn, wußte, daß er da war, weigerte sich aber, daran zu glauben. Ihre Hand blieb an der Waffe. Während der ganzen Reise hatte nichts auf etwas Derartiges hingedeutet.

„Barra ... wie kann so etwas leben?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Barra, ohne die Augen von dem Wesen abzuwenden. „Und ich meine es in einem anderen Sinn. Man muß ein Rückgrat wie ein Pferd haben, um solche Flügel zu tragen, müßte Muskeln haben ... ach, ich weiß nicht. Ich wünschte, ich hätte ihn auf dem Sezier-tisch.“

Jemand kam gerannt, außer Atem. „Captain, da ist ein ...“ Der Soldat blieb stehen. „Ach, da ist ja noch einer.“

„Es gibt noch mehr?“ fragte Zee.

„Drei, Captain. Sie sitzen da und beobachten uns. Komische Dinger, Captain.“

Barra versuchte, ihre Aufregung zu unterdrücken. „Sie existieren also wirklich“, sagte sie trocken. „Wir können nicht alle verrückt sein.“ Sie winkte dem Soldaten. „Vorwärts, Mädchen.“ Und folgte ihr um das Gebäude herum. Drei weitere Männer mit Flügeln saßen auf einem Dach und betrachteten, was unter ihnen vorging.

Eigentlich ging nichts vor. Die Soldaten standen starr beim Anblick des Trios auf dem Dach. Ein Fahrer, der ein Gespann herausführte, stürzte das Dach in helle Aufregung. Beim Anblick der Pferde tanzten die Männer vor Erregung. Ohne Warnung schwang sich einer mit gigantischem Flügelschlag in die Luft und glitt lautlos auf sie zu.

„Ruhig!“ warnte Barra die Gruppe. „Verscheucht ihn nicht. Er ist freundlich.“

Niemand rührte sich. Der Mann landete in einiger Entfernung und legte seine Flügel zusammen. Barra sah, daß sie bis zu den Füßen reichten und sich rings an den Körper anlegten. Sie waren hell, cremefarben. Nach einer Weile hob sich einer der beiden anderen in die Luft und flog in die Stadt hinein. Der dritte blieb, wo er war.

Leutnant Donn sagte: „Die Pferde – er möchte die Pferde sehen!“

„Führen Sie das Gespann zu ihm“, schlug Barra vor.

Donn sah den Captain fragend an, fand aber den Offizier völlig in den Anblick des Mannes versunken. Sie nahm die Zügel aus den Händen des Fahrers und ging los.

„Langsam“, flüsterte Barra. „Erschrecken Sie ihn nicht.“

Donn legte die Entfernung zwischen ihnen in langsamem Tempo zurück. Der Mann erwartete sie mit wachsamem Blick. Fünf Fuß vor ihm blieben sie stehen.

Der Geflügelte zögerte, beobachtete aufmerksam den Leutnant und ihre Hände, die Waffe an ihrer Seite. Dann griff er nach den Zügeln. Impulsiv reichte Donn sie ihm. Er zog das Gespann weiter, bis er ein weiteres Dutzend Fuß zwischen sich und das Mädchen gebracht hatte. Dann blieb er stehen, trat dicht an die Pferde heran, ließ seine Hand über ihre Brust und Beine gleiten, um ihre Stärke zu prüfen. Offensichtlich war er mit dem Ergebnis zufrieden.

Mit erhobenem Kopf sah er seinen Gefährten auf dem Dach an, und dieser breitete seine Flügel aus und glitt hinunter neben das Gespann. Beide examinierten die Pferde gründlich.

Als sie damit zu Ende waren, sagte Donn: „Zufrieden?“

Sie starrten sie an, überrascht und neugierig.

„Lieben Sie Pferde?“

Keine Antwort.

„Können Sie nicht sprechen?“

Der Mutigere kam langsam näher und starrte auf ihre Lippen.

„Ich fragte“, wiederholte Donn, „ob Sie nicht sprechen können.“

Sein Blick wanderte von ihren Lippen zu ihren Augen.

„Nein, ich glaube nicht. Aber Ihnen gefällt der Klang, nicht?“

Die Bewegung der Lippen schien ihn zu faszinieren. Er versuchte, sie mit seinen eigenen zu imitieren, aber kein Ton kam heraus.

„Sie besitzen offenbar nicht die Voraussetzungen dazu, mein Freund. Weder Sie noch unser guter Wolf.“

Er blickte über ihre Schulter und zog sich rasch zurück. Donn sah sich um. Barra kam heran. „Sie können nicht sprechen, Doktor.“

„Keine Stimmbänder“, erklärte Barra. „Oder, falls sie sie haben, benutzen sie sie nicht.“ Sie öffnete weit ihre Arme, um eine friedfertige Geste anzudeuten. „Ich tue Ihnen nichts. Kommen Sie.“

Er kam langsam zurück, als er sah, daß die Ärztin keine Waffe trug.

„Ist das denn die Möglichkeit!“ rief der Leutnant. „Meine Großmutter hat mir zwar Märchen erzählt, aber nie so etwas.“

„So etwas hat es auch noch nie gegeben, oder wenigstens hat keiner von uns es je gesehen.“ Barra versuchte, die Flügel aus der Nähe zu sehen.

„Wissen Sie“, sagte Barra, „unter anderen Umständen formt das Leben andere Wesen. Hier – nehmen wir an, unsere Inseln würden plötzlich überflutet und lägen einen Fuß tief unter Wasser. Was würde geschehen?“

„Wir würden ertrinken – und zwar schnellstens.“

„Nein, nicht alle. Die Starken würden überleben. Sie würden Flöße bauen, Boote bauen, schwimmen lernen. Und vielleicht – nur vielleicht – würden nach ein paar hundert Jahren die Nachkommen dieser Überlebenden Flossen wie Fische entwickelt haben, die es ihnen ermöglichen, im Wasser zu leben.“

Sie wies auf den Fremden. „Ich will nicht sagen, daß diese Leute Flügel haben, um überleben zu können, aber in

ihrer Vergangenheit ist irgend etwas geschehen, das ihren Körper veränderte. Wenn eine Veränderung der Körper lange genug anhält, wird bald die ganze Rasse sie annehmen.“

Dann blickte nach oben. „Das haben die hier getan. Sehen Sie mal, was da kommt!“

Hunderte von Geflügelten stießen auf sie herunter und füllten die Luft mit dem Rauschen ihrer Flügel. Sie kamen in großen Gruppen und landeten in sicherer Entfernung. Aller Augen hafteten auf den Pferden.

„Wir sind für sie nicht halb so interessant wie die Pferde.“

„Das verstehe ich nicht“, gab Barra zu. „Man sollte doch annehmen, daß das Fehlen unserer Flügel sie erstaunt.“

„Vielleicht sind ihnen Menschen ohne Flügel gar nicht so fremd.“

„Das könnte sein ... Ganz bestimmt ist es so.“

Die Neuankömmlinge starrten aus der Entfernung auf die Tiere. Einer der beiden Männer bei den Pferden nahm die Zügel und führte sie zu der Gruppe. Sein Gefährte wartete in der Nähe und sah immer noch fasziniert auf ihre Lippen.

„Wissen Sie“, sagte Barra nachdenklich, „*wenn* sie schon vorher Menschen ohne Flügel gesehen haben, konnten die ganz bestimmt nicht sprechen.“ Sie trat ein paar Schritte vor. „Mein Freund, ich möchte Ihre Flügel anfassen.“ Sie streckte die Hand aus.

Er sah sie erwartungsvoll an und streckte nach einem Augenblick die seine aus. Barra berührte seine Hand, ergriff sie und kam näher. Er blieb stehen, ganz auf der Hut.

Sehr langsam langte die Ärztin um ihn herum und legte einen Finger auf einen der Flügel. Er machte keinen Einwand. Er drehte nur den Kopf, um sie und den Leutnant gleichzeitig sehen zu können. Barra lächelte ihn an und vertiefte sich in die Untersuchung der Flügel und ihrer Haltemuskeln.

Nach ein paar Minuten breitete er die Flügel aus. Die erstaunte Ärztin sah, daß sich die Muskeln bis in die Beine hinein zogen. „Er muß einen sehr leichten Körper haben“, sagte sie sich.

Der Mann zuckte zusammen. Barra sah auf. Der Leutnant kam heran.

„Legen Sie Ihre Waffen ab“, wies Barra sie an. „Er traut Ihnen nicht ganz.“

Der Leutnant gehorchte und kam dann mit ausgestreckten Händen näher, um seine Flügel zu berühren.

Barra lachte. „Die ganze Kompanie wird bald hier sein. Sie können nicht ewig wie aus Stein gehauen dastehen.“

„Hoffentlich nicht alle auf einmal. Es wäre nicht gut, wenn alle Soldaten auf einmal ohne Waffen wären.“

Der nächste Schritt nahm Stunden in Anspruch, aber um Mittag verstand Captain Zee, was sie wollten, wog das Risiko der Transaktion gegen ihren vermutlichen Wert ab und gab ihre Zustimmung. Die Geflügelten wollten das Gespann. Dagegen boten sie mehr Gemüse, als die drei Wagen fassen konnten. Sie häuften es mitten auf der Straße auf, während einer mit Besitzerstolz die Zügel der Pferde hielt.

„Warum, um alles in der Welt, wollen sie die Pferde?“

fragte Zee erstaunt. „Wir können die Lebensmittel zwar gebrauchen, aber wozu brauchen sie Pferde?“

Barra untersuchte das Gemüse. „Laß mich raten. Wenn sie es sich leisten können, all dies zu bieten, haben sie riesige Gemüsefelder. Und mit Pferden können sie noch größere Felder bearbeiten.“

„Vielleicht. Aber trotzdem, Menschen mit Flügeln, die Pferde haben wollen! Es klingt einfach absurd.“

„Absurd oder nicht, ich würde den Tausch machen.“

Das tat der Captain. Und außerdem bat sie, die Stadt besichtigen zu dürfen. Sie hätte es auch so getan, aber Vorsicht und ihre Erfahrung geboten ihr, es lieber mit offizieller Erlaubnis zu tun. Mit Perri, der Ärztin und einer ansehnlichen Wache drang sie bis zu einer Stelle vor, an der sie das Zentrum vermutete.

Die Gebäude entsprachen der Beschreibung des Soldaten. Einige waren sehr hoch. Aber noch erstaunlicher war die Tatsache, daß viele anscheinend durch eine Bombardierung zerstört worden waren.

Die Gebäude waren uralt, und manche brachen unter ihrem eigenen Gewicht zusammen. Andere schienen neuer und in besserer Verfassung, und in diesen lebten die Geflügelten. Wilder Wein und grüne Kletterpflanzen bedeckten alles, Ruinen und unzerstörte Gebäude. Nirgends sahen sie ein Zeichen von Reparaturen und schlossen daraus, daß die Bewohner nicht die entsprechenden Kenntnisse besaßen. Sie fanden auch keine Spuren anderer Lebewesen. Die Straßen waren voll Geröll und leer und öde.

Perri entdeckte es zuerst. Ihre Augen waren darauf trainiert.

„Sehen Sie mal hier, Captain!“ und sie wies aufgeregt auf einen halb versunkenen Eckstein. „Eine Inschrift.“ Mit der Hand schob sie die Pflanzen beiseite.

Zee bückte sich, um sie zu entziffern. Ohne Erfolg.

„Können Sie sie lesen?“ fragte sie die Archäologin.

„Nein, Captain.“ Perri lag auf den Knien und zog die fremdartigen Buchstaben mit den Fingern nach. „Ich habe noch nie solche Buchstaben gesehen.“

„Das hier sind Zahlen – wahrscheinlich ein Datum: 1937. Was heißt das?“

„Ich weiß es nicht, Captain. Solche Zahlen haben wir auch auf dem Kontinent gefunden, aber niemand weiß, was sie bedeuten.“

„Wirklich?“ fragte Barra. „Perri, glauben Sie, daß diese Leute und die auf dem Kontinent dieselbe Sprache benutzen?“

„Nicht unbedingt, Doktor. Diese Schrift ist anders als die anderen, nur die Zahlen gleichen sich.“

„Aber – würde ein gleichartiges Zahlensystem nicht auch auf eine gemeinsame Quelle deuten?“

Perri nickte.

„Hmm.“ Barra beugte sich tiefer hinunter. „Was könnte dieses 1937 heißen?“

„Wahrscheinlich ist es ein Monat oder das Jahr – “ Perri brach ab, um das Gemäuer zu untersuchen – „das Jahr, in dem dies hier gebaut wurde. Man nimmt an, daß die alten Baumeister aus irgendeinem Grund das Datum anbrachten. Aber was nun diese vier Zahlen bedeuten – ich weiß es nicht.“

Zee trat zurück und betrachtete das Gebäude. Es war offensichtlich sehr alt.

„Dieses Jahr 1937 muß aber sehr lange her sein“, bemerkte sie leise.

Perri nickte. „Sehr lange her, Captain. Wenn wir einen Zeitraum nach dem Verfall von Stein messen könnten, würde ich es schätzen können. Beachten Sie aber, daß die Steinbauten in besserem Zustand sind als die aus Ziegeln.“

„Dauerhafter?“

„Oder jünger“, erklärte Perri. „Vielleicht beides. Die Steinbauten stammen entweder von einer überlegenen oder einer späteren Rasse. Ich glaube jedoch, daß beide Typen nebeneinander existierten.“

„Warum?“

„Weil beide Typen zusammen untergingen, Captain. Beide Typen weisen die gleichen Beschädigungen auf, und der Stein hielt besser stand.“

Barra schüttelte unruhig den Kopf. „Das möchte ich nicht erleben! Was für eine unvorstellbare Waffe kann derartige Zerstörungen hervorgerufen haben?“

Perri hob die Schultern. „Ich weiß es nicht, Doktor. Ich wünschte, wir hätten sie.“

Die Ärztin sah sie stirnrunzelnd an.

Zee sagte: „Diese eigenartige Narbe auf Wolfs Rücken ... Könnte da irgendein Zusammenhang mit der Bombardierung bestehen?“

Sie bekam keine Antwort.

## 8.

Kurz nach Sonnenaufgang zog die Truppe nach Westen.

Für Zee war der vorangegangene Tag ein verlorener Tag

gewesen. Sie hatte nicht die leiseste Ahnung, wohin sie gingen, hatte kein Ziel, dem sie zustrebte, keinen Plan, und doch ärgerte sie der Müßiggang vom Tag zuvor.

Die Wagen waren nun hoch mit Gemüse beladen, und das Reservegespann blieb zurück, während sie von einem stummen Schwarm fliegender Menschen hoch über ihren Köpfen begleitet wurden. Die zerstörte Stadt und die geflügelten Männer ließen ihre Gedanken nicht zur Ruhe kommen und noch lange, nachdem die seltsamen Begleiter sie verlassen hatten, dachte sie darüber nach.

Sie führte die Truppe weiter nach Westen.

Und sie verfluchte das Verschwinden von Wolf und dem Korporal.

Nachdem sie die Stadt schon mehrere Tagesmärsche hinter sich gelassen hatten, kamen die Pfadfinder an einen breiten Fluß und machten halt. Zee erprobte ihr militärisches Wissen an einer neuen Aufgabe, einer Aufgabe, vor die sie praktisch noch nie gestellt worden war, die aber auf den Inseln im Unterricht behandelt worden war.

Die Soldaten fällten Bäume, befreiten sie von den Ästen und befestigten sie an den Wagen. Dann, nachdem die Pfadfinder durch den Fluß geschwommen waren und am anderen Ufer Posten bezogen hatten, trieben die Fahrer die Pferde ins Wasser und ließen die Wagen hinüberschwimmen. Es war eine mühsame und langwierige Prozedur, da die Strömung sehr stark war und der Verlust eines Wagens eine Katastrophe bedeutet hätte. Der erste landete eine halbe Meile stromabwärts am anderen Ufer, das Gespann wurde gespannt und wieder nach oben gebracht, um dem zweiten Gespann zu helfen, falls das notwendig werden sollte.

Am Nachmittag war die Operation beendet, und Zee ließ ein Lager aufschlagen, denn die Truppen brauchten ein paar Stunden warmer Sonne, um ihre Kleider zu trocknen.

Barra legte ihre Kleider ab und breitete sie auf dem Gras zum Trocknen aus.

„Zee“, fragte sie, ohne eine Miene zu verziehen, „was würden wir jetzt tun, wenn Wolf hier wäre?“

„Barra!“

„Nun – was würden wir tun?“

Leutnant Donn lachte. „Ich weiß, was ich täte.“

„Leutnant – haben Sie die Wachen kontrolliert?“ Scharf kam diese Frage.

„So, wie ich bin, Captain?“

Zee drehte ihr schweigend den Rücken und starrte über die Ebene, die hinter ihnen lag.

Donn fing einen Blick der Ärztin auf und blinzelte ihr zu. Sie takelte sich träge und ließ sich die Sonne auf den bloßen Körper scheinen. „Dies ist ein herrliches Gefühl!“

Barra grinste sie an. „Jetzt fehlte nur noch, daß einer der fliegenden Männer hier wäre und uns so sähe.“

Der Leutnant zuckte die Achseln. „Die waren ja auch nackt!“

„Und fanden nichts dabei“, fuhr die Ärztin fort. „Es hängt alles von der Erziehung ab. Wir bedecken uns mit Kleidern und haben auch die Küstenbewohner dazu gebracht. Und nach fünfzig Jahren würden sie sich schämen, ohne Kleider herumzulaufen. Aber ihre Vorfahren fanden nichts dabei.“

„Das waren ja auch Wilde“, gab Zee zurück.

„Wolf ist keiner.“ Und rasch fügte sie hinzu: „Ich weiß, ich weiß, er trug wenigstens eine Hose.“

Der Captain antwortete mit einem Fluch.

Bei Sonnenuntergang machte sie die Runde bei den Wachen.

Sie legte ihren Schlafsack neben ein Wagenrad und betrachtete, auf dem Rücken liegend, die Sterne. Das Feuer war für die Nacht zugedeckt worden, und die meisten Soldaten schliefen. Ein riesiger Kupfermond stieg am Himmel hoch, während sie langsam einschlief.

Eine Hand, die auf ihre Schulter gelegt wurde, ließ sie aufschrecken und mit gezogenem Schwert auf die Füße springen.

„Bitte leise, Captain.“

„Was ist los?“ Sie starrte in das Gesicht eines Soldaten.

„Etwas bewegt sich, Captain. Draußen in der Ebene.“

„Wo?“

„Da hinten, im Westen.“

Sie schlichen durch das Lager nach Westen auf die Wachen zu. Eine kleine Gruppe Mädchen wartete mit gezogenen Waffen im hohen Gras.

„Was ist los?“ flüsterte Zee.

„Ich weiß es nicht, Captain. Wir haben gesehen, daß sich etwas bewegte, etwas Kleines – da! Da sind sie, Captain!“ Das Mädchen zeigte mit der Hand nach draußen.

Zee kniff die Augen zusammen, um im hellen Mondlicht besser sehen zu können. Sogleich sah sie die Gestalten. Es waren etwa fünf oder sechs, alle klein, aber aus der Entfernung konnte sie nicht erkennen, ob es Menschen oder Tiere waren. Sie schienen weiß im Mondlicht, und nach und nach konnte sie sehen, daß sie aufrecht auf zwei Beinen gingen. Aber selbst wenn man die große Entfer-

nung in Betracht zog, waren sie eigentlich für Menschen zu klein.

„Wie lange sind sie schon da?“

„Ich weiß es nicht, Captain. Wir entdeckten sie erst kurz bevor ich Sie weckte.“

Zee blickte auf die sich hin- und herbewegenden Gestalten. „Ich sehe fünf. Sind es noch mehr?“

„Nein, Captain. Ich habe den anderen Wachen Bescheid geschickt. Wir werden ihren Bericht bald bekommen.“

Zee blickte zurück auf das Lager, wo das Feuer unter der Asche weiterglimmte.

„Unser Feuer hat sie angelockt. Lassen Sie es löschen.“

„Jawohl, Captain.“ Das Mädchen machte eine Kehrtwendung.

„Warten Sie ...“ Zee hielt sie mit der Hand fest. „Wecken Sie die Hälfte der Truppe und schicken Sie sie auf Wache. Den Rest lassen Sie schlafen.“

„Jawohl, Captain.“ Sie verschwand.

Zee beobachtete schweigend die monderhellte Ebene. Ringsum krochen Soldaten auf ihre Plätze und starrten hinaus. Im Lager hörte man die Geräusche beim Löschen des Feuers. Schwerter klirrten. Eine Bogenschützenabteilung bezog unmittelbar vor den Posten Stellung.

Ein Melder kam. „Die Wachen melden keinerlei Bewegung, Captain. Alle Posten sind verstärkt worden.“

Zee nickte. „Sie scheinen ziemlich viel herumzulaufen, aber ich glaube nicht, daß sie näher herangekommen sind.“

„Nein, Captain. Als wir sie zuerst sahen, waren sie in derselben Entfernung.“

Leutnant Donn erschien neben dem Captain.

„An den Flanken und hinten ist alles ruhig. Was gibt es?“

„Da draußen. Hin- und herlaufende Gestalten. Klein.“

Donn starrte hinaus. „Bei den Heiligen, kleine Menschen!“

„Menschen?“ Zee strengte ihre Augen an.

„Jawohl, Captain. Kleine, nackte Menschen. So groß wie Kinder.“ Sie sah immer noch hinaus. „Fünf sind es.“

„Sind Sie sicher?“

„Jawohl, Captain. Ich kann sie deutlich erkennen.“

Dann blitzte es draußen auf. Ein Knall folgte. Die Gestalten standen um etwas herum und rannten dann schnell in die Nacht hinein.

„Was war das?“ fragte Zee.

Donn schüttelte verwundert den Kopf.

Der Donner aus der Ebene hatte das ganze Lager geweckt, und bewaffnete Soldaten kamen herbeigelaufen. Zee wartete geduldig, ob sich die Gestalten wieder zeigen würden, aber sie blieben verschwunden. Sie reckte die vom Kauern steifen Glieder und schätzte die Strecke, die der Mond am Himmel zurückgelegt hatte.

„Es ist unwahrscheinlich, daß sie zurückkommen.“ Sie sprach mit dem Leutnant. „Die Hälfte der Truppe bleibt auf Wache. Der Rest legt sich wieder schlafen.“

„Jawohl, Captain.“

Nachdenklich kehrte Zee zu ihrem Schlafsack zurück und streckte sich aus. Sie konnte nicht schlafen.

Und sie konnte am nächsten Morgen auch nicht essen. Sie wäre fast über den Toten gestolpert.

Im blassen Morgenlicht gingen sie und Leutnant Donn

den nächtlichen Schauplatz besichtigen. Sie trafen völlig unerwartet auf die Leiche.

Der Körper war der eines teigig-weißen Mannes von etwa vier Fuß Größe und völlig haarlos. Die Haut ließ jeden Anflug von Farbe vermissen. Zee wurde beim Anblick der glasigen, weit offenen Augen übel. Der Mann hatte aus Ohren und Nase geblutet, aber der Tod war offensichtlich durch eine klaffende Wunde in der Brust verursacht worden.

„Donn ... was ... was ...?“

Der Leutnant schüttelte finster den Kopf. „Dieses Geräusch – und der Blitz gestern nacht. Die haben dies verursacht. Aber was war es?“

„Ich weiß es nicht, Captain. Es ist jedenfalls grausig.“

„Barra sollte dies sehen.“ Sie zwang sich, den Leichnam nicht mehr anzusehen und blickte zurück auf das Lager.

Donn versuchte, ihre Verachtung nicht zu zeigen und bot gönnerhaft an: „Ich werde bei der Leiche bleiben, Captain.“

Zee unterdrückte eine scharfe Bemerkung, denn ihre Augen hatten wieder den am Boden liegenden Körper gestreift. Ohne zu antworten, wandte sie der Szene den Rücken und schritt gemessen auf das Lager zu.

Wenig später kam die Ärztin.

„Morgen, Leutnant. Zee sagte mir, daß Sie etwas gefunden haben.“

Der Leutnant grinste spöttisch. „Der Captain wünscht, sie hätte es nicht gefunden, Doktor.“ Sie deutete nach unten.

„Zee hat ein weiches – Heilige Mutter Gottes!“ Barra riß die Augen auf.

„Ich hatte es etwas stärker ausgedrückt“, warf Donn ein. „Ich war selbst über meine Ausdrucksweise erstaunt. Ein gräßliches Wesen, nicht?“

„Kann ich Ihr Messer haben?“ Die Ärztin kniete sich neben die Leiche und untersuchte die Wunde mit dem Messer. „Hat das Herz um Haaresbreite verfehlt. Kann weder Messer noch Pfeil gewesen sein. Das muß das Licht und der Knall gestern nacht gemacht haben.“

Donn nickte. „Wieder eine von diesen unbekanntem Waffen ... etwas, das unter Blitz und Donner losgeht.“

„Diese Hautverbrennungen hier sind mir ein Rätsel – alle um die Wunde herum. Die Waffe treibt etwas in den Körper und verbrennt gleichzeitig die Haut. Warum nur?“

„Ich kann es mir nicht vorstellen, Doktor.“

Zögernd ließ sie von der Wunde ab und untersuchte Kopf, Nase und Ohren. „Durchstoßen“, stellte sie fest. „Er trug Ringe oder anderen Schmuck in Ohren und Nase. Feine Freunde hat er gehabt – die haben ihn beraubt, als er noch lebte.“ Sie untersuchte weiter. „Der Bursche hier kann nicht sehr alt sein, und doch sieht er alt aus. Sein Körper ist ausgewachsen, und doch glaube ich, daß er verhältnismäßig jung war.“ Sie schwieg und stand auf, nachdem sie das Messer sorgfältig am Gras saubergewischt hatte.

„Halten Sie das ins Feuer, wenn wir wieder im Lager sind.“

„Jawohl, Doktor. Er hat eine ungesunde Farbe, wie?“

„Das ungesundeste Wesen, das ich je gesehen habe! Und ich verstehe nicht diesen Mangel an Farbe hier draußen in diesem Land. Anscheinend lief er doch ständig unbekleidet

herum, und doch ist seine Haut ... na, gut. Vielleicht schlief er am Tag und arbeitete bei Nacht.“

Nachdenklich hob sie ein kurzes Stöckchen auf und richtete es auf Donns Brust.

„Angenommen, dies ist eine Waffe. Ein Lichtstrahl kommt heraus und ein Donnerschlag. Jetzt hat Ihr Körper ein großes Loch, und die Haut drum herum ist verbrannt – durch den Blitz, nehme ich an. Was könnte das wohl verursachen?“

Der Leutnant machte sich nicht die Mühe, zu antworten.

„Also gut“, sagte die Ärztin wieder. „Gehen wir zurück.“ Sie blickte zurück auf den bleichen Körper.

Zee reagierte schweigend auf den Bericht, ihr Magen war immer noch nicht ganz standfest. Sie nickte und fuhr damit fort, das Lager abzurechnen.

Am Mittag hatten sie mehr als die übliche Entfernung vom Lager hinter sich gebracht. Zee glaubte verständlicherweise, daß die seltsamen Besucher in der nächsten Nacht wiederkommen würden, und wollte so weit wie möglich vom letzten Platz entfernt sein.

Sie zog ihre Jacke aus und ließ sich die Sonne auf ihre bloßen Schultern scheinen. Mit einem leichten Schock bemerkte sie, daß die meisten Soldaten das gleiche getan hatten. Die Farbe einiger Mädchen zeigte, daß sie schon seit Tagen halb angezogen herumgelaufen sein mußten. Zee wollte ihnen etwas zurufen, überlegte es sich jedoch anders. Schließlich hatte sie es ja auch nicht bemerkt, und was konnte es schaden? Außerdem war die Sonne wirklich heiß.

„Zee“, sagte die Ärztin plötzlich.

„Ja?“

„Erinnerst du dich an die Narbe auf Wolfs Rücken?“

„Wie kann ich die vergessen!“

„Sie könnte von dieser Waffe von gestern nacht verursacht worden sein.“

Zee sah die Ärztin an. Auch diese, bemerkte sie, war nur halb bekleidet, trug sogar weniger Kleidung als irgendein Soldat.

„Ist das möglich?“

Barra nickte. „Warum nicht? Sie könnten seine Feinde sein. Er hat sich rechtzeitig geduckt, und der Blitzstrahl verbrannte seinen Rücken.“ Sie verbesserte sich: „Oder besser das, was die Waffe in den Körper treibt, streifte seinen Rücken.“

„Und es war kein Pfeil? Kein Speer oder Messer?“

„Ganz bestimmt nicht. Die Wunde war zu groß, zu unregelmäßig. Und was in den Körper eindrang, ist noch darin, das habe ich an dem Zustand der Organe und der Haut um die Wunde gesehen.“

„Aber du hast nichts in dem Leichnam gefunden?“

„Gar nichts. Das tödliche Geschoß ist im Körper verschwunden.“

Zee schwieg.

„A propos Wolf“, fuhr die Ärztin nach einer Weile fort, „ich möchte wissen, wo er und der Korporal wohl jetzt sind?“

„Von mir aus können sie tot sein.“

„Aber Zee, das ist doch nicht dein Ernst.“ Barra wartete, aber der Captain schwieg. „Weil sie zusammen verschwunden sind, haben wir einfach angenommen, daß sie

zusammen sind. Vielleicht haben wir unrecht? Würde einer von ihnen in die Kolonie zurückkehren?“

„Man würde sie hängen!“

„Weshalb? Sie könnten eine Geschichte erfinden, zum Beispiel, daß wir alle tot und sie die einzig Überlebenden sind. Aber nein“ – sie schüttelte den Kopf – „ich kann nicht verstehen, weshalb er zurückgehen sollte, nachdem er soviel Mühe aufgewendet hat, uns hierher zu bringen. Eigentlich hat keiner von beiden einen Grund gehabt, das Lager zu verlassen, aber sie ...“ Sie brach ab, überrascht.

„Aber was?“ wollte der Captain wissen.

Barra wandte sich um und legte Zee die Hand auf die Schulter. „Erinnerst du dich, was wir in der Nacht, als sie verschwanden, besprochen haben? Als wir am Feuer saßen?“

Zee überlegte. „Nein“, sagte sie schließlich.

„Wir sprachen über Cranes Theorie. Erinnerst du dich nicht? Der Korporal saß neben uns und aß von diesen zähen, kleinen Pferdesteaks und hörte zu. Ich erzählte von dem sechsfingerigen Stamm und – o!“

Zee wiederholte: „O?“

„Wir untersuchten die Möglichkeiten einer Verbindung des Mannes mit einer der Soldaten.“

Zee sagte verwundert: „Barra!“

„Ja“, nickte Barra. „Der Korporal hörte zu.“

„Aber Barra, nicht der Korporal, nicht Avon! Ich kenne sie seit Jahren. Sie würde nicht daran denken, sich mit einem Eingeborenen einzulassen!“

„Zee“, gab die Ärztin betrübt zurück, „was du nicht über deine Soldaten weißt, könnte ein ganzes Buch füllen.“ Sie sah kurz zu Leutnant Donn hinüber, die mit den Soldaten

des Flankenschutzes marschierte. „Du kannst nicht alles wissen.“

„O, aber doch nicht – doch nicht mit diesem Kerl!“

Barra rieb sich das Kinn. „Nein – das glaube ich nicht. Wir waren erst eine Woche auf dem Marsch. Aber der Korporal war doch schon jahrelang in der Kolonie. Und wahrscheinlich hat sie etwas von unserem Gespräch aufgeschnappt, das sie zur Flucht veranlaßte.“

Zee schwieg niedergeschlagen.

„Ich nehme an“, sagte Barra nach kurzer Pause, „daß sie in die Kolonie zurückgekehrt ist. Wolf hat sie vielleicht begleitet, vielleicht auch nicht.“

„Aber wenn das stimmt, daß sie ein Kind bekommt, dann wird sie nach Hause geschickt.“ Zee war ärgerlich. „Und degradiert.“

„Stimmt. Und wahrscheinlich hat sie sich das gut überlegt. Hätte sie bei der Truppe bleiben sollen? Sie wäre für uns nur ein großes Handikap gewesen.“

„Ich finde es abscheulich!“

„Ich finde, es ist ein natürlicher Vorgang“, widersprach Barra nüchtern. „Und, Zee ... deine Art den Soldaten gegenüber ist nicht gerade für Vertraulichkeiten geeignet. Wenn der Fall wirklich so liegt, würde der Korporal es wahrscheinlich vorziehen, deportiert zu werden, als dir unter die Augen zu treten.“

Kurz vor Sonnenuntergang schlugen sie in einem Wäldchen, das Lager auf. Die Wagen wurden unter den Bäumen versteckt und das Essen früh eingenommen, so daß die Feuer vor der einbrechenden Dunkelheit gelöscht werden

konnten. Zee teilte die Kommandos zwischen sich und dem Leutnant auf und befahl, das Lager die ganze Nacht unter voller Bewachung mit vierstündiger Wachablösung zu halten. Außerdem schickte sie zwei Mädchen aus, die eine Meile zurück den Weg, den sie gekommen waren, bewachen sollten.

Perri stand Wache, als die zwei an ihr vorbeikamen und erkannte das große, dunkelhaarige Mädchen von der Halbinsel.

„Halt die Augen offen, Küken“, riet Perri ihr lachend. „Und wenn du einen kleinen Mann siehst, pfeif nur.“

„Ich werde ihn dir aufheben“, antwortete die Große.

Die beiden verschwanden.

Mit Einbruch der Nacht wurde es bis auf das Wechseln der Wache im Lager still. Wieder stieg der große, kupfrige Mond am östlichen Himmel auf und beleuchtete die Ebene. Zee stand Wache und starrte in die Dunkelheit, bis ihr die Augen schmerzten. Kein Zeichen kam von den Posten, die sie zurückgeschickt hatte.

Und es würde auch kein Zeichen kommen.

Die beiden Mädchen lagen mit eingeschlagenen Schädeln am Boden, ihrer Kleider und Waffen, beraubt. Sie hatten den Mond nicht aufgehen sehen.

Perri sah plötzlich eine Bewegung und stieß einen Warnruf aus. Gleichzeitig machte sie einen Pfeil los. Der kleine weiße Körper, der im Mondlicht schimmerte, schoß mit einem Pfeil im Hals hoch in die Luft und war tot, noch ehe er wieder zu Boden schlug. Sie griff nach einem zweiten Pfeil, aber etwas schlug ihr ins Gesicht. Sie sah weder den Blitz, noch hörte sie die Explosion.

Über ihren Körper hinweg rauschte eine weißliche Woge in das Wäldchen hinein.

9.

Sie stürmten auf die Bäume zu, eine heulende, wirre Masse nackter Wilder. Die erste Reihe der Bogenschützen feuerte eine Salve, ließ die Bogen fallen und zog die Schwerter, als die ersten der angreifenden Horde ihre Stellungen erreichte. Kleine, schwarze Waffen in winzigen Händen spuckten Feuer, das Wäldchen hallte wider von krachenden Donner schlägen.

Zee leerte ihr Giftfläschen in das Gesicht eines Angreifers und sprang beiseite, um seinem Schuß auszuweichen. Sofort mußte sie sich zweier Gestalten erwehren, den Rücken gegen einen Baum gelehnt. Ihr Schwert drang in den Hals des einen, der andere feuerte und verfehlte ihren Kopf um Haaresbreite. Der Blitz blendete sie, sie schlug wild um sich und fühlte, wie ihr Schwert in einen Körper drang. Als sie wieder sehen konnte, stand ein Mann vor ihr und richtete seine Waffe auf sie. Ohne nachzudenken, schlug sie ihm auf den Arm. Die Waffe fiel zu Boden. Noch ein Streich, und der Mann fiel.

Sie hob die Waffe auf und untersuchte sie hastig. Sie fand einen Griff, der so gearbeitet war, daß er sich in die Hand schmiegte und ein lang herausragendes Teil, das nur das todbringende Ende sein konnte. Die Waffe besaß einen kleinen, metallenen Haken.

Sie richtete das lange Ende auf das nächste, heulende Gesicht, berührte den Haken und erhielt einen Stoß, als das

Ding losdonnerte und Feuer spuckte. Das Gesicht war nur noch eine blutige Masse. Sie zog wiederum am Haken, ohne Erfolg, und schleuderte nach einem weiteren vergeblichen Versuch die Waffe wütend von sich.

Jetzt kämpfte sie wieder mit ihrem guten, alten Schwert weiter, bis die Angreifer sich so plötzlich zurückzogen, wie sie gekommen waren und in den Schutz der Nacht flohen. Pfeile sausten hinter ihnen her und forderten noch manches Opfer, bis sie außer Reichweite waren.

Als Ruhe herrschte, wischte sie sich den Schweiß von der Stirn und sah sich um.

Leutnant Donn lag am Boden, ihre Rippen lagen bloß. Barra arbeitete schon an ihr.

„Ist es schlimm?“

„Ich glaube nicht, aber ich weiß zu wenig von diesen Waffen.“

„Hast du etwas abbekommen?“

„Nein. Ein paarmal hat's böse ausgesehen, aber ich bin unverletzt.“

„Diese Feuerwaffen – sie sind furchtbar. Ich habe eine abgeschossen. Sie hat mir fast den Arm ausgerissen.“

„Ich habe etwas gelernt“, sagte Barra, während sie an der Wunde arbeitete. „Sie feuern nur einmal und müssen dann wieder geladen werden. Ich habe sie beobachtet, als sie das taten.“

„Das habe ich mir gedacht. Das erklärt den Rückzug. Sie sind fort, um wieder zu laden – sie werden wiederkommen. Aber wenn das ihr schwacher Punkt ist, werden wir entsprechend handeln.“

Ein schriller Pfiff ertönte.

„Da kommen sie!“ rief Zee. „Bogenschützen!“

Der zweite Angriff war ein offenes Heranstürmen. Ohne die Pfeile zu beachten, die von allen Seiten auf sie niederregneten, liefen die Angreifer auf das Wäldchen zu. Sie feuerten erst, als der erste nur noch fünfzig Fuß von den wartenden Schwertern entfernt war. Die zweite Reihe sprang über die Körper der Gefallenen hinweg auf die Verteidigungslinie zu.

Zee stand breitbeinig über den Körpern von Donn und der Ärztin und wehrte die brüllenden Männer ab.

Dieser zweite Angriff war kürzer, aber nicht weniger heftig als der erste. Zee lauschte aufmerksam auf ein Nachlassen des Donners, und als ihr so schien, als würde er schwächer und damit andeutete, daß die Angreifer ihre Munition verbraucht hatten, ging sie zur Offensive über. Sie war sicher, daß sie in keinerlei Gefahr schwebten, solange sie ihnen nur keine Zeit ließ, ihre Waffen nachzuladen.

Als die Linien der Angreifer brachen und sie zum zweitenmal flüchteten, folgte Zee ihnen mit allen Soldaten, die sie finden konnte. Sie verfolgten die Fliehenden etwa hundert Meter weit und hieben auf sie ein. Dann ließ sie die Bogenschützen in Aktion treten und lief zurück in das Wäldchen.

„Barra?“

„Hier. Immer noch unter den Lebenden.“

„Wir haben ihre schwache Stelle gefunden. Jetzt kommt es darauf an, wer den längeren Atem hat.“

„Halt bis Sonnenaufgang durch, Zee. Bei Tage werden sie sich in ihre Höhlen verkriechen. Das, glaube ich, erklärt

die Blässe ihrer Haut. Sie leben anscheinend unter der Erde und kommen nur bei Nacht hervor. Horch doch mal!“ Sie erhob sich rasch auf die Knie und starrte auf die offene Prärie hinaus. „Hast du das gehört?“

„Ich habe nichts gehört. Was ist ... Ja!“

Sie hörten weit entfernt ein dumpfes Donnernrollen.

„Das kann doch kein Gewitter sein!“

„Nein“, sagte Zee, „und es hört sich auch nicht an wie ihre Waffen. Es klingt mehr wie ...“

„Captain!“ Leutnant Donn hob ihren Kopf vom Boden. „Hier unten – können Sie es kommen hören.“

Zee ließ sich neben sie fallen, legte ein Ohr auf die Erde. Jetzt war der Donner deutlich zu hören.

„Pferde, Barra! Es klingt wie galoppierende Pferde!“

„Das sind Pferde in rasender Flucht, Zee. Wir sollten besser zu den Bäumen hinüber gehen.“

„Captain!“ Ein Soldat in der Verteidigungslinie stand auf. „Pferde – Hunderte von Pferden. Sie kommen auf uns zu!“

„Zieht euch zurück!“ rief Zee. Schnell hob sie den Leutnant auf. „Nehmt die Verwundeten mit euch. Unter die Bäume!“

Weit draußen auf der Prärie tauchten die vorwärtsstürmenden Pferde auf, deren Umrisse deutlicher wurden, je näher sie herankamen, und schließlich zu einer erschreckten Herde flüchtender Tiere wurden, die vor einem unbekannten Schrecken entsetzt davonjagten.

Direkt vor ihnen spie das Gras plötzlich eine Masse von Körpern aus, winzige Männer, die aus ihren Verstecken sprangen und den Schutz des Waldes zu erreichen suchten.

Zee stieß einen schrillen Pfiff aus. „Bogenschützen! Auf sie!“

Höchsten ein oder zwei Dutzend erreichten die Bäume vor den jagenden Pferden, nur, um sofort niedergemacht zu werden. Der Rest wurde von den Ponies überrannt. Die Pferde rasten an dem Wäldchen vorbei und verschwanden in der Nacht. Der Donner der Hufe wurde immer schwächer.

Zee lehnte sich an einen Baum. „Das hätte schiefgehen können! Wie viele Verluste haben wir?“ Sie wischte sich mit dem Arm über die Augen.

„Sieben Tote, Captain. Sechzehn Verwundete.“

Barra meldete sich plötzlich. „Und einen gewonnen.“

„Gewonnen, Barra?“

Die Ärztin sagte spöttisch: „Du glaubst doch wohl nicht, daß die Pferde rein zufällig gekommen sind?“ Sie ging zum Rand des Wäldchens, von wo sie die Prärie überblicken konnte und versuchte nicht, ihre freudige Erregung zu verbergen. „Diesen Trick kennen wir doch, Captain.“

Zee trat rasch neben sie. „Wo ist er?“

„Hier.“ Der Mann stand hinter ihnen.

Der Captain ließ ihn nicht hängen.

Noch hielt sie ihm die Strafpredigt, die er ihrer Ansicht nach so wohlverdient hatte. Sie konnte überhaupt nichts tun von all dem, was sie sich vorgenommen hatte. Sie machte vier rasche Schritte auf ihn zu und blieb dann wie angewurzelt stehen, unfähig, ein Wort zu sagen.

Er wartete geduldig, daß sie aussprach, was ihr auf der Seele lag und schwieg. Sie brachte kein Wort heraus und

streckte schließlich ihre Hand aus, wie um die Kräfte, die sie besiegt, abzuwehren und ließ müde die Schultern hängen.

Er nickte, sah ihr aufmerksam ins Gesicht und las ihre Resignation darin.

Schließlich sagte sie dumpf: „Du bist zurück.“

„Wo ist mein Korporal?“ Sie fragte, als ob es sie in Wirklichkeit gar nicht interessiere, ihr völlig gleichgültig sei.

Er zeigte nach Osten. „Umgekehrt.“

Zee schloß müde die Augen. Mit einer ausholenden Handbewegung wies sie auf die Szenerie. „Ich nehme an, ich habe dir zu danken.“

Wolf antwortete nicht.

Sie wandte sich um und ging fort, hinein in die Dunkelheit der Bäume. Er sah ihr nachdenklich nach und merkte kaum, daß jemand seinen Arm berührte.

„Mann, Mann“, rief Barra, „sind wir froh, dich zu sehen! Und bin *ich* froh, daß du wieder da bist!“

Er wandte seine Aufmerksamkeit der Ärztin zu. „Sag’s noch mal!“

„Was? O – ich sagte, wir sind glücklich, dich wiederzusehen.“ Sie stieß mit dem Finger auf seine Brust. „Wo warst du?“

„Zurückgegangen ... Korporal“, sagte er langsam. Seine Stimme klang rau, weil er sie nie gebraucht hatte, und es machte ihm Schwierigkeiten, die Laute zu finden, mit denen er ausdrücken konnte, was er sagen wollte. „Da hinten ... Tunnel.“

„Sie ist in die Kolonie zurückgekehrt?“ Barra nickte langsam. „Und du hast sie bis zum Tunnel gebracht, nehme

ich an? Ja, daran hätte ich denken sollen.“ Sie blickte zu ihm auf. „Es ist nicht leicht, zu sprechen, nicht? Machen dir die Worte Schwierigkeiten?“

„Habe nicht gebraucht ... gebraucht ...?“

„Du hast deine Stimme nicht gebraucht“, half Barra ihm weiter.

„Meine Stimme nicht gebraucht seit ... seit damals.“

„Wann ist damals? Wie lange her?“

„Kind.“

„Du hast nicht gesprochen, seit du ein Kind warst?“ Wieder kam ihr der Gedanke. „Wolf – wie lange ist es her, daß du ein Kind warst? Wie alt bist du?“

Der Mann dachte nach. Er wußte, daß sie an die Begriffe *Monat* und *Jahr* dachte, aber sie bedeuteten nichts für ihn. Die Ärztin benutzte eine Sprache, die ihm völlig fremd war, und obwohl er sich notdürftig mit ihr unterhalten konnte, indem er die Worte aussprach, die er in ihrem Geist fand, so sagten ihm diese Worte doch nichts.

„Du machst keinen Sinn“, sagte er plötzlich. „Was ist ein Jahr?“

„Ein Jahr?“ Barra war verwirrt. „Nun ... ein Jahr ist die Zeit, die die Sonne braucht, um Sommer, Herbst, Winter und Frühling zu durchlaufen. Von einer kalten Periode zur anderen.“

Wolf überlegte.

Und wieder schüttelte er den Kopf. „Macht keinen Sinn. Nicht kalt hier, niemals, nicht mehr.“

„Kein Winter? Das kann ich kaum glauben! Habt ihr keinen Schnee?“ Sie schloß die Augen und formte in ihrem Gedächtnis das Bild fallenden Schnees und weißbedeckter Erde.

Er sagte: „Nein.“

„Bei der Königin – was für ein Land ist das? Sieh mal, mein Freund“, sie kehrte zu ihrer ersten Frage zurück. „Ich versuche, dein ungefähres Alter festzustellen.“ Sie zeigte auf die Bäume. „Diese Bäume sind ein- bis zweihundert Jahre alt, nehme ich an. Waren sie hier, als du ein Kind warst?“

Wolf betrachtete sie. „Nein.“

„Also! Wir kommen ja weiter! Nun, wir waren in der toten Stadt draußen in der Ebene, wo die geflügelten Menschen leben. War die Stadt schon da, als du ein Kind warst?“

„Ja.“

„War sie schon tot?“

„Ja.“

„Waren die fliegenden Menschen da?“

„Ja.“

„Nun, vielleicht kommen wir doch nicht weiter. Alles, was ich festgestellt habe ist, daß, wenn die Bäume zweihundert Jahre alt sind, du älter sein muß. Lassen wir das jetzt mal. Ich bin wenigstens froh, daß meine Theorien richtig waren. Du brauchst keine Stimme?“

Er lächelte sie an. „Nein ... Doktor.“

„Ich wußte, daß ich recht hatte“, sagte sie vergnügt. „Zee wollte mir nicht glauben. Sie meinte, es sei zu phantastisch.“

Wolf blickte an der Ärztin vorbei zum anderen Ende des Wäldchens, wo der Captain verschwunden war. „Sie ist ... ist ...“ Er schwieg hilflos. Er konnte das richtige Wort nicht finden.

„Sie ist im Augenblick eine recht unglückliche Frau“, sagte Barra an seiner Stelle. „Du hast sie und ihre Truppe gerettet, und deine Rückkehr ist ein Schock für sie. Das und die Gemütsbewegungen der letzten Wochen waren zu viel für sie. Aber sie wird’s überstehen.“

„Krank“, sagte der Mann.

Barra grinste ihn an und senkte die Stimme. „Sie ist verliebt. Und frag mich nicht, was das bedeutet – du würdest es wahrscheinlich nicht verstehen.“

„Verliebt?“

„Laß nur. Ich habe zu tun. Wir haben sieben Mädchen verloren, und wenn ich mich nicht dranhalte, werden es dreiundzwanzig.“

Barra kehrte zu den Verwundeten zurück. Eine Abteilung hob einen tiefen Graben neben den Bäumen aus, in dem die Toten beerdigt werden sollten, und Wolf half ihnen.

Kurz vor Morgengrauen ließ Zee das Lager abbrechen und marschierte weiter gen Westen. Sie wollte eine möglichst große Strecke bis zum Abend zurückgelegt haben. Die Leichtverwundeten gingen neben den Wagen her, die anderen wurden gefahren. Bald erreichten sie einen zweiten Fluß, der flacher war als der erste.

„Sie nicht durch Wasser gehen“, sagte Wolf zu Zee.

Sie starrte ihn schweigend an.

Barra fragte: „Wer wird nicht durch Wasser gehen? Die kleinen, nackten Wilden? Werden wir am anderen Ufer in Sicherheit sein?“

„Ja.“

Leutnant Donn war vom Wagen geklettert und gesellte sich zu ihnen. Während Zee unentschlossen am Ufer stand

und hinüber sah, nahm Wolf plötzlich den Leutnant auf die Arme. Donn öffnete überrascht den Mund, um zu protestieren, überlegte es sich aber und blieb stumm. Der Mann durchwatete den Fluß, bis zur Taille im Wasser, und trug das Mädchen ans andere Ufer. Dann kam er zurück.

„Warum hast du das getan?“ wollte Barra wissen. „Sie kann gehen.“

Wolf zeigte auf die Verbände der anderen Verwundeten. „Trocken bleiben. Wasser nicht sauber.“ Und hob das zweite Mädchen auf, um auch sie hinüberzutragen.

Zee fuhr die Wagen hinüber.

Sie zogen weiter nach Westen und ließen sich nun Zeit. Zee hatte ein halbes Dutzend Soldaten als Nachhut nach hinten geschickt. Auch die Vorhut war wieder auf dem Posten, und der Flankenschutz nahm seine Plätze wieder ein ...

Wochenlang gab es keinen weiteren Zwischenfall.

Zee und die Ärztin gingen wie gewöhnlich neben dem Wagen mit den Waffen, das Mädchen immer darauf bedacht, nicht neben dem Mann zu marschieren. Wolf und die Ärztin unterhielten sich lebhaft, wenn auch gebrochen. Zee schwieg. Nach und nach gelang es Barra, sein Alter auf etwa dreihundert Jahre festzulegen.

Die alten Gebäude, die er durchweg als älter als sich selbst bezeichnete, erregten ihre Neugier, aber er konnte sie nicht erklären. Sie waren immer dagewesen, und er wußte nicht, woher sie stammten. Die Erbauer hatten ein kleines Wunder vollbracht, als sie sie so haltbar bauten.

Sie vermißte die Archäologin Perri und bedauerte, daß sie tot war. Ihr Wissen war sehr nützlich gewesen.

Barra war überrascht, als sie eines Tages feststellte, daß sie schon einen ganzen Monat unterwegs waren.

„Hast du bemerkt, wie sich die Soldaten verändert haben, Zee? Und wir auch.“ Sie betrachtete befriedigt ihren bloßen Arm. „Sieh nur, wie braun! Die Sonne macht mich richtig glücklich!“

Zee antwortete abwesend: „Ja.“

„Ich könnte immer so weiterleben. Glaub’ mir, es wird uns allen schwerfallen, in die Kolonie zurückzukehren.“ Sie schüttelte sich. „Regen – Regen. Wie ich das hasse!“

Zee sah auf die Soldaten. „Ich fürchte, es wird Unruhe geben, wenn es so weit ist, Barra. Alle lieben dieses Land, dieses Klima.“

„Hmmm. Vielleicht. Aber, Zee, nun, da das Land erschlossen ist, müssen wir da nicht Patrouillen hier draußen lassen? Du wirst doch auch sicher die Wachen am Paß weiter nach Westen vorrücken?“

„Ja, ja, das habe ich mir vorgenommen. Wenigstens bis zum Tunnel, vielleicht sogar weiter. Wir werden diese schrecklichen Waffen nicht in der Nähe der Kolonie dulden. Nicht, bis wir sie bekämpfen können.“

Barra knurrte: „*Kann* man denn Feuer und Donner bekämpfen?“

Zee antwortete nicht.

„Leutnant Donn und ich haben neulich über diese Waffen gesprochen. Sie ist ein kluges Mädchen. Sie meint, daß zwischen den Waffen und dem, was die Zerstörung der toten Stadt verursacht hat, vielleicht ein Zusammenhang besteht. Natürlich müßten das größere Waffen sein.“

„Ich habe dauernd daran herumgerätselt“, gab Zee ver-

teidigend zurück. „Ich kenne meine Pflicht. Ich habe mir überlegt, daß man außerhalb der Stadt ein Gerät aufgestellt haben könnte, das Felsbrocken in die Stadt geschleudert hat. Aber ich habe noch weiter gedacht.

Ich nehme an, daß die Zerstörung, die wir sahen, von einer Kombination dieser beiden Waffen bewirkt worden ist.

Stell dir mal vor“, fuhr sie lebhaft fort, „daß man dieses Gerät, daß die Steine schleudert, so baut, daß mit dem Steinwurf ein Blitz und ein Donnerschlag ausgelöst werden ... nein ...“ Sie zögerte und suchte nach einer besseren Idee. „Barra, ich hab’s! Das Feuer und der Krach sind *in* der Ladung, *in* dem Brocken, der geschleudert wird. Er explodiert erst, wenn er die Mauer trifft! Das ist die Lösung, Barra! So sind die Löcher in den Mauern entstanden!“

Barra versuchte, dem Gedankengang zu folgen.

Zee sagte: „Frag ihn nach dem Namen der Waffe.“

„Frag ihn doch selbst – er ist ja hier.“

„Frag ihn!“ fuhr sie auf.

Aber Barra kam nicht dazu.

„Kanone“, sagte Wolf ruhig.

„*Kanone*“, wiederholte Zee das fremdartige Wort. „Eine Kanone. Frag ihn, wie sie arbeitet.“

Wieder sprach der Mann, bevor Barra fragen konnte.

„Weiß nicht.“

Zee warf ihm einen kurzen, durchdringenden Blick zu. Sie spürte, daß er log, absichtlich log.

Die drei gingen schweigend weiter.

Das Gelände wurde hügeliger und der Boden rauher. Hier und da mußten Soldaten in die Räder der Wagen greifen, und sie durch sumpfige Stellen schieben. Zee bemerk-

te, daß der Mann die Karawane jetzt in nord-westlicher Richtung führte und nahm an, daß sie sich der Stadt am Rande des Binnenmeeres näherten. Außerdem fiel ihr auf, daß Wolf begonnen hatte, das Gelände in nördlicher Richtung mit scharfen Augen abzusuchen. Sie beorderte mehr Wachen auf diese Seite und fing an, selbst Ausschau zu halten.

Sie hatte es aufgegeben, ihre Gedanken vor Wolf geheimhalten zu wollen, und zwar nach einem Gespräch zwischen Barra und dem Mann, das sie mit angehört hatte.

Sie marschierten wie gewöhnlich zu dritt nebeneinander, als sie plötzlich sah, daß Barra zu Wolf aufblickte, ein Lächeln auf den Lippen.

Wolf sah sie an und sagte: „Ja“, als ob er eine Frage beantwortete. Barra hatte nichts gesagt.

„Aber warum nicht?“ fragte sie jetzt.

„Du kannst es nicht. Wirst es nie können.“

„Aber du kannst hören ... das heißt, sehen ... nun, du weißt, was ich meine. Warum nicht ich?“

„Nicht damit geboren“, antwortete Wolf. „Niemals können.“

„Was soll das?“ fuhr Zee dazwischen.

„Ich vertreibe mir die Zeit, Zee. Ich stelle ihm im Geist eine Frage, und er antwortet mir.“

„Das finde ich aber nicht sehr amüsant.“

„Du nicht, Zee, du nicht. Du bist zu konservativ, um zu sehen, welche Aussichten sich hier für uns eröffnen.“

„Mir gefällt das nicht“, beharrte Zee. Konnte er wirklich ihre geheimsten Gedanken, ihre ureigensten Gefühle lesen? „Es läßt einem keine Geheimnisse.“

Die Ärztin bereitete eine Antwort vor, wurde aber von Wolf unterbrochen, der leicht ihren Arm berührte und sie davon abhielt.

Seine Augen waren nach Norden gerichtet.

Zee sah abwechselnd auf ihn und zum Horizont.

„Wolf“, brach Barra das Schweigen, „diese geflügelten Menschen. Sie sprachen auch nicht. Können sie ...?“

„Ja.“

„Und diese kleinen, nackten Biester, die uns angriffen?“

„Nein.“ Er schüttelte den Kopf.

„Hmmm. Die also nicht? Dann war es unser Feuer, das sie angelockt hat?“

„Nein“, sagte er nochmals. Er blieb stehen, sah sie an und suchte nach dem rechten Wort. Als er keines fand, legte er den Finger an ihre Nase. „Damit.“

„Meine Nase? O! Sie haben uns gewittert!“

„Gewittert?“ Er überlegte. „Ja.“ Er berührte den Arm der Ärztin, die Haut ihres Gesichts und ihr Haar. „Gewittert.“ Dann sah er kurz auf Zee und sagte noch einmal: „Ja.“

„Und die Stadt, zu der du uns führst ... Können die Menschen dort auch unsere Gedanken lesen?“

„Ja.“

Barra lachte den Captain an. „Am besten findest du dich schon jetzt damit ab, Zee.“

In dieser Nacht verstärkte Zee die Wachen um das Lager und besonders die nach Norden. Wolf machte wie gewöhnlich die Runde bei den Wachen und beobachtete dabei den Horizont. Nichts geschah, und Zee schlief ein, als auch er sich in einen Schlafsack gewickelt hatte. Es war das erste Mal, daß er sich zudeckte.

Noch zwei Tage lang dauerte das wachsame Warten, während sie immer weiter nach Nordwesten marschierten.

Obwohl Zee den Mann unaufhörlich beobachtete, verriet sein Gesicht doch nichts von der inneren Erregung, die, wie sie ahnte, in ihm ständig wuchs und schließlich auch auf sie übergriff. Auch sie behielt ständig den nördlichen Horizont im Auge und wartete.

Zwei Tage lang.

Es geschah spät am Nachmittag des zweiten Tages. Wolf blieb plötzlich stehen, und Zee kam hinter ihm zu einem abrupten Halt. Sie starrte über seine Schulter.

Sie sahen die leichtfüßige Gestalt auf das Lager zulaufen.

Auch die Soldaten an der Flanke hatten sie gesehen und machten mit gezogenen Waffen Front nach Norden. Die Vorhut hatte angehalten und blickte zurück, auf ein Signal oder einen Befehl wartend. Zees Puls schlug schneller, als etwas in der Haltung des Ankömmlings sie stutzig machte.

Die Gestalt lief mit derselben Geschwindigkeit wie Wolf, als er das kleine Pferd verfolgt hatte.

Leutnant Donn war die erste, die die Situation mit ihren scharfen Augen erfaßte. Sie konnte den Fremden klar erkennen.

„Captain ...“, begann sie erstaunt. „Captain ...“

„Schnell!“ befahl Zee.

Donn sparte sich weitere Worte. Der Neuankömmling hatte den Flankenschutz erreicht und wand sich geschickt zwischen ihnen hindurch, sprang über die gesenkten Spitzen der Waffen, die sie in ihrer Verwunderung und äußersten Überraschung unbewußt gesenkt hatten. Der Läufer rannte auf sie zu, auf den Mann zu.

Der Besuch aus dem Norden war eine schlanke, tiefgebräunte Frau, ebenso groß wie Wolf, genauso feingliedrig und sonnenverbrannt, und fast genauso wenig bekleidet. Sie und der Mann besaßen fast den gleichen Körperbau, die gleichen Gesichtszüge. Sie sprang auf ihn zu. Wolf fing sie mit ausgebreiteten Armen auf.

## ZWEITER TEIL

### 1.

Captain Zee zog voller Unmut nach Nordwesten.

Die Truppe hatte das Lager aufgeschlagen, fünf Wochen und hundert Meilen von zu Hause entfernt. Ihre Zahl hatte sich um acht Soldaten und ein Gespann verringert. Das Eingeborenenkontingent hatte sich um eine Person vermehrt.

Zee beschwerte sich bitter bei der ungerührten Ärztin.

„Bin ich denn nicht mehr Herr über meine Soldaten, Barra? Habe ich nichts mehr zu sagen? Bestimme ich nicht mehr, wohin wir gehen und wer sich meiner Truppe anschließt?“ Sie klapperte ärgerlich mit ihrem Eßbesteck. „Bin ich nur noch eine Marionette und muß den Launen eines Stromers folgen – eines Stromers, den meine Wachen aufgelesen haben? Habe ich die Befehlsgewalt verloren?“

„Mein Mitgefühl sagt nein“, antwortete Barra, „aber mein Verstand sagt ja.“

„Er kommt und geht, wie er will und bringt sogar seine Sippe, wenn es ihm paßt!“ Zee blickte ärgerlich zu der ‚Sippe‘ hinüber.

„Nun, nun, Zee, so schlimm ist es doch nicht.“ Sie folgte dem Blick des Captains dahin, wo Wolf mit der fremden Frau saß und aß. Die Ärztin begann, einen vergnüglichen Verdacht in bezug auf die Frau zu hegen.

„Ist es wirklich nicht so schlimm, Barra? Die Soldaten beginnen, ihre Kleider fortzuwerfen. Du kannst sie am

Weg liegen sehen. Was bedeutet das, wenn nicht völligen Verlust der Disziplin?“

„Es bedeutet, daß sie sie nicht mehr brauchen. Sieh mich an. Sieh dich selbst an – du trägst auch nicht die volle Uniform.“

„Wenn sie ein einziges Stück ihrer Ausrüstung fortwerfen, werde ich sie hängen lassen, Barra! Sie sind schon jetzt wie die Barbaren.“ Sie beobachtete, wie die Soldaten am Feuer mit den Fingern aßen. „Sie essen wie er, trinken wie er, und in unbeobachteten Augenblicken, fürchte ich, denken sie auch wie er. Ich dulde das nicht!“

Barra stieß den Captain an. „Du hast etwas übersehen, Zee. Sie mögen vielleicht so denken wie er, aber sie zeigen es nicht! Sie haben so gut gekämpft wie immer, das kannst du nicht leugnen. Besser sogar, weil Sonne und Klima ihnen guttun.“

„Aber Barra, die Befehlsgewalt entgleitet mir!“

„Unsinn.“

„Wirklich! Ich spüre es bei den Soldaten, und das ist für jeden Kommandeur gefährlich. Niemand kann Ordnung und Respekt aufrechterhalten, wenn Verantwortung und Führung einem Untergebenen überlassen werden. O, sie gehorchen mir, ja, sie sind gut gedrillt. Aber wenn es um Zutrauen geht, wenden sie sich mehr und mehr an ihn – an einen Eingeborenen!“

„Diese Eingeborenenfrage haben wir doch schon einmal diskutiert“, erinnerte Barra sie trocken.

Zee wandte sich ihr plötzlich mit neuer Angriffslust zu.

„Wohin gehen wir?“ fragte sie.

„Was? Nun – zu dieser Stadt.“

„Und zu welchem Zweck, Barra?“

„Nun, du wolltest sie doch sehen, nicht?“

„Offen gestanden, ich weiß es nicht. Nicht mehr.“

Barra sah sie an. „Das ist eine eigenartige Antwort.“

„Und die einzige, die ich dir geben kann. Wollte ich wirklich die Stadt sehen?“

„Du hast es gesagt.“

„Ja, ich habe es gesagt. Aber wollte ich es wirklich, oder wurde dieser Wunsch in mich hineingelegt?“

„Nun, aber ...“ Die Ärztin ließ ihre Augen auf Wolf ruhen.

„Barra, erinnerst du dich an die Nacht in meinem Büro, als die Streife ihn aufgelesen und du deinen Bericht eingereicht hattest?

Entsinnst du dich, wie du diese Expedition vorgeschlagen hast, mich dazu gedrängt hast? Weißt du noch, wie du mich überredet hast?“

Die Ärztin nickte langsam. „Ja.“

„Nun, also“, fragte Zee triumphierend, „und wer hat dich überredet?“

Barra hörte auf zu kauen und sah den Captain an. „Ich wußte, daß du etwas Derartiges sagen würdest. Meinst du etwa, daß er mich dazu gebraucht hat?“

„Genau das.“

Barra kaute nachdenklich weiter. Die Soldaten hatten ihre Mahlzeit beendet und zerstreuten sich. Der Mond war nur noch als schmale Sichel zu sehen. Draußen in der Dunkelheit erklangen die Schreie von Nachtvögeln.

„Weißt du“, antwortete Barra abwesend, „du könntest eigentlich recht haben.“

„Ich habe recht“, versicherte Zee.

Die Ärztin fuhr fort: „Ja, Captain, du magst recht haben. Als ich ihn untersuchte, da hatte ich plötzlich großes Verlangen, mehr zu sehen, mehr zu lernen über die Sonne, die weiten Ebenen, alle Dinge hinter den Bergen, von denen sein Körper erzählt. Und es dauerte nicht lange, da hatte ich diese Sehnsucht auf dich übertragen.“

Zee schlug mit der Faust in ihre offene Hand.

„Natürlich! Barra, entsinnst du dich, wie er die Stadt in die Karte eingezeichnet hat? Ich glaubte, daß da der Wunsch in mir aufgekeimt sei, hierherzukommen, aber jetzt weiß ich es besser. Du warst der Anfang, du und dein begeisterter Bericht, deine wilden Theorien.“

„Hmmm. Sehr geschickt, das mußt du doch zugeben.“ Sie legte ihr Besteck hin. „Begonnen, noch ehe du ihn gesehen hattest.“

„Und wir stehen vor einer unabänderlichen Tatsache, Barra. Wir haben ihn nicht als Führer gewählt.“

„Nein?“

„Nein. Wir sind absichtlich hierhergelockt worden.“

Die Ärztin nickte lächelnd. „Daran habe ich schon lange gedacht.“

„Meine Streife hat ihn nicht zufällig gefunden, er stellte sich ihr. Er wurde nicht gegen seinen Willen untersucht, er bot sich dir an. Er ließ sich eine Woche lang einsperren, weil er wußte, daß die Saat inzwischen aufgehen würde.“ Sie strich mit einer Handbewegung über das ganze Lager hin. „Er hat dies getan. All dies ist sein Werk.“

„Warum kehrst du nicht um und gehst zurück?“ fragte Barra scharf.

„Ich werde nicht ...“ Sie zögerte und sagte nach kurzem Schweigen: „Ich kann nicht, Barra.“

„Hmmm. Das dachte ich mir. Und eines Tages werde ich dir sagen, warum du nicht kannst.“

„Aber er führt uns immer weiter!“

Barra sah ihr ins Gesicht. „Und zu welchem Zweck?“

„Ich wollte, ich wüßte es!“

„Vertrau ihm, Zee. Ich tue es auch. Schließlich hätte er uns schon längst töten können, wenn er das gewollt hätte.“

„Ach, Barra, du ewige Optimistin. Natürlich hätte er das gekonnt, aber das ist es nicht, was mir Sorgen macht. Die Soldaten können jederzeit mit ihm und der Frau fertig werden. Aber, Barra ...“

„Was noch?“

„Ist es dir noch nicht eingefallen, daß er uns lebend will? Alles was er tut, dient unserer Sicherheit. Und wenn er uns lebend will – was dann, Barra?“

„Du redest wie ein Schulmädchen! Fang an zu denken wie eine ausgewachsene Frau, die in der Welt herumgekommen ist!“

Wolf und die Frau erhoben sich vom Feuer und gingen in das Dunkel hinein. Barra folgte ihnen mit den Blicken.

„Zee“, sagte sie, „er wird uns weder töten noch martern oder fressen. Er wird uns auch keinen Tieren zum Fraß vorwerfen. Er betreut uns, so gut er kann. Er ist mit Korporal Avon den ganzen Weg bis zum Tunnel zurückgegangen, um sie zu beschützen. Er bedauert den Tod der sieben Frauen genauso wie wir. Also, was könnte er möglicherweise von uns wollen?“

„*Du weißt es doch!*“ flüsterte Zee.

Die Ärztin verbiß sich ein Lachen. Zee war wieder eine Frau geworden.

„Ja“, sagte Barra ruhig, „ich weiß es. Oder ich kann es mir wenigstens denken. Und ich bin bereit. Und du?“

Barra suchte sich vorsichtig einen Weg durch die schlafenden Soldaten. Die erste Wache war schon abgelöst. Sie ging um die angebundenen Pferde herum in die Dunkelheit.

„Wolf“, sagte sie einmal in die Nacht hinein und wartete geduldig.

Sogleich kam er mit der Frau zu ihr.

„Sprechen?“ fragte Barra.

„Sprechen“, stimmte der Mann zu. Barra blickte auf die Frau.

Wolf grinste fröhlich. „Mutter“, sagte er.

Barra lachte laut los. „Das habe ich mir doch gedacht!“ Sie sah die Frau freundlich an. „Du hast Alterszeichen, die Wolf nicht hat. Zum Beispiel deine Haut, und deine dunklen Augen. Wenn Zee nicht so blind vor Eifersucht wäre, hätte sie das auch bemerkt.“

„Eifersucht?“ fragte Wolf.

„Laß nur, du würdest es nicht verstehen. Wird deine Mutter sprechen?“

„Nicht sprechen. Hör zu ...“

„Zuhören?“

„Hör zu“, wiederholte er.

Barra lauschte.

„Ich bin gern bereit, mit Ihnen zu sprechen. Worüber?“

Die Ärztin starrte sie an, erstaunt, obwohl sie an Überraschungen gewöhnt war. „Sie haben ja Ihre Lippen nicht bewegt! Sie haben gar nicht gesprochen!“

„Hör zu“, sagte Wolf noch einmal.

„Ich spreche nicht mit dem Mund“, sagte die Frau. „Ich spreche mit meinem Geist. Ich freue mich, mit Ihnen sprechen zu können.“

„Aber wie machen Sie das?“ fragte Barra laut.

„Es ist angeboren. Hat mein Sohn es Ihnen nicht erklärt?“

„Er hat mir einmal gesagt, daß ich niemals seine Gedanken kennen werde. Daß ich ... daß es ein einseitiger Vorgang ist.“

„Das ist richtig. Er kann Ihre Gedanken erkennen, aber Sie können seine niemals erkennen. Aber Sie können meine erkennen, wenn ich es will.“

„Hmmm. Sie besitzen also eine Fähigkeit, die er nicht hat?“

„Das ist ebenfalls richtig. Wir beide brauchen nicht laut zu sprechen; ich lese Ihre Gedanken und lasse Sie meine lesen. Unglücklicherweise kann mein Sohn das nicht, und das ist nur einer seiner Mängel. Sie können zu ihm mit Ihren Gedanken sprechen, aber er muß laut antworten.“

„Warum?“ fragte Barra aus Gedankenlosigkeit laut.

„Er ist ...“ Sie suchte im Geist der Ärztin nach dem richtigen Ausdruck. „Er ist das, was Sie mit *Idiot* bezeichnen würden.“

„Was?“ Barra fuhr zurück und starrte den Mann an. „Das kann ich nicht glauben! Mein Gott, er ist uns allen doch weit überlegen. Unsinn!“

„Ich muß Ihnen widersprechen, denn was ich sagte, ist wahr. Vergessen Sie nicht, daß wir einer anderen Rasse angehören. Sie mögen ihn als physisch und vielleicht auch

geistig überlegen betrachten, er bleibt doch ein Idiot.“ Diese unausgesprochenen Worte formten sich im Bewußtsein der Ärztin. „Was Sie als perfekt betrachten, muß nicht unbedingt auch für uns perfekt sein. Mein Sohn ist weder perfekt noch mittelmäßig. Er besitzt einen schwachen Geist und noch andere Mängel. Daher ist er ein Ausgestoßener.“

„Ich kann es kaum glauben“, beharrte Barra hartnäckig. „Wolft ein Ausgestoßener?“

„Er darf die Stadt nicht betreten. Er kann weder lesen noch schreiben, um das Wissen weiterzugeben, und die, die nach ihm kommen, zu lehren. Er kann Gedanken weder empfangen noch weitergeben. Man fürchtet, daß er sich mit einer Frau aus der Stadt verbinden und Kinder hervorbringen könnte, die ebenfalls diese Mängel haben. Er versteht und akzeptiert es.“

„Darum wandert er also“, antwortete Barra. Sie blieb stehen.

„Aber ich verstehe nicht, was Sie mit diesem Lesen und dem Wissen meinen. Was ...“

Und die Frau begann zu erklären:

Der Anfang lag schon im Nebel der Vergangenheit.

Aber am Anfang stand eine zahlreiche Bevölkerung, die überall zwischen den Meeren lebte, auf den Ebenen, in den Bergen, an der Küste. Es war eine Nation vieler Völker, vieler Dinge, vieler Ideen. Genaueres wußte man nicht mehr. Nur Fragmente waren übriggeblieben. Diese Fragmente waren im Besitz der Stadt.

Die Fragmente wurden in einem unterirdischen Raum verwahrt. Man nahm an, daß sie von überallher zusammengetragen worden waren, als die Nation unterging, durch

Feuer und Tod unterging. Einige ältere Personen und Kinder, die lesen, schreiben und die Fragmente interpretieren konnten, blieben während der Zerstörung mit den Papieren in dem unterirdischen Raum. Das war der Anfang der Stadt.

Das lag Tausende von Jahren zurück. Die Kinder und Alten überlebten den Untergang der Nation. Die Kinder kamen hervor und begannen ein neues Leben, hüteten die Fragmente. Und als diese mit der Zeit zu Staub zerfielen, wurden sie kopiert, und die Kopien wurden wieder kopiert, als auch sie zerfielen. Die Kinder der Kinder entdeckten eine bessere Methode, die Worte zu bewahren, und als die Reihe an ihnen war, prägten sie sie sich ins Gedächtnis ein. Die Originalfragmente und ihre Kopien vergingen, die Erinnerung aber blieb bestehen. Von Generation zu Generation wurde sie von den Eltern an die Kinder weitergegeben.

„Bis auf Wolf“, kommentierte Barra, „der die Gabe nicht besitzt.“

Bis auf ihren Sohn, der ein Idiot war. Sie hatte viele Kinder, aber nur dies eine war ein geistiger Krüppel; seine Brüder und Schwestern lebten in der Stadt und lernten Millionen und aber Millionen von Wörtern der Texte auswendig, um sie ihren Kindern weiterzugeben.

„Aber warum?“ fragte Barra laut. „Aus welchem Grund?“

Weil in absehbarer Zeit die Menschen wieder nach Wissen verlangen würden, um die Vergangenheit kennenzulernen und die unbekanntes Dinge um sie herum verstehen zu lernen. Irgendeine Rasse, die jetzt zwischen den Bergen und dem fernen Meer heranwuchs, würde Wissen suchen, und sie würden es für sie bereithalten.

„Wie zum Beispiel die Geflügelten?“ wollte die Ärztin wissen. „Wir gaben ihnen ein Gespann ... zum Pflügen, wie ich annehme.“

Die Geflügelten waren oft in der Stadt gewesen und hatten Wissen gesucht. Sie wollten wissen, wie man den Boden bearbeitet, ihn fruchtbar macht und einmal, wie sie eine Seuche bekämpfen sollten. Sie könnten diese Rasse sein, die die Ebenen wieder bevölkern würde.

Barra sah auf Wolf und dann auf seine Mutter. „Und das bringt uns zur Gegenwart“, sagte sie. „Warum dies alles ...“ und sie wies mit einer ausholenden Handbewegung auf das Lager.

Die Frau zögerte.

„Sehen Sie“, versuchte die Ärztin sie zu überzeugen, „ich bin Ihnen freundlich gesinnt. Ich fürchte mich nicht vor dem, was Sie sagen werden.“

Wieder begann es in der Vergangenheit.

Nicht immer hatte die Stadt des Wissens am Ufer des großen Meeres gelegen, sie lag einmal im Binnenland, zwei Tagesmärsche von einem mächtigen, südwärts fließenden Strom entfernt. Aber zu Lebzeiten ihrer Eltern war das Meer gekommen und hatte den Strom und die Ebenen überschwemmt und ihre Häuser zerstört. Das Meer war geblieben, und sie lebten nun an einer neuen Küste. Aber auch das war lange her. Und vor Jahren war das Unglück noch einmal in Gestalt einer riesigen Flutwelle über sie gekommen. Sie war von dem weit größeren Meer im Süden heraufgerauscht und hatte der hilflosen Stadt Zerstörung und Tod gebracht.

Und außerdem den Grundstein zu einer noch größeren Katastrophe gelegt, zu der Gefahr des Aussterbens.

„Aussterben!“ wiederholte Barra erstaunt. „Im Namen der Königin, wie viele seid ihr denn noch?“

Vor der Flut waren es dreihundertzehn Erwachsene und Kinder gewesen. Das war die ganze Bevölkerung der Stadt.

„Und nach der Flut?“

„Heute zählen wir einhundertundvierzig.“

„Nur? Und ihr habt Jahrhunderte überdauert? Bei allen Heiligen!“ Barra strich sich über die Stirn, entsetzt über die geringe Anzahl. Ein neuer Gedanke tauchte auf. „Und wie“, fragte sie schnell, „ist heute das Verhältnis von männlichen und weiblichen Bewohnern?“

„Vierzig sind Frauen.“

„Aha. Ich verstehe!“ Die Ärztin schwieg. „Aber diese geflügelten Menschen – sie haben doch auch eure geistigen Kräfte. Sind sie uns nicht überlegen?“

„Die Geflügelten konnten uns nicht helfen, obwohl sie es wollten. Auch sie haben schon mehr Männer als Frauen und können keine Frau entbehren. Und im Westen des Binnenmeeres lebt ein anderes friedliches Volk, aber auch sie können nicht helfen, denn irgendwie ist ihre Bevölkerung immer im Gleichgewicht gewesen, auf jeden Mann eine Frau. Dieses Gleichgewicht wollen sie nicht stören.“

„Hmmm.“ Die Ärztin nickte lächelnd. „Und da waren wir in der Kolonie, ein halbes Tausend Mädchen.“ Sie warf Wolf einen kurzen Blick zu.

Ja, da am Rande des östlichen Meeres lag die Kronkolonie West-Somerset, die einige hundert kräftige Frauen beherbergte, die nichts weiter zu tun hatten, als über eine Bevölkerung zu wachen, die niemals aufmuckte. Diese Frau-

en konnten, wenn sie wollten, dem Ziel der Rettung der Stadt und des großen Wissens dienen.

„Wenn Sie *wollten*?“ wiederholte Barra. „Sie haben also die Wahl?“

„Sie haben die Wahl. Obwohl mein Sohn euch hierhergeführt hat, wie es ihm aufgetragen war, werden wir nicht versuchen, euch zu etwas zu zwingen, das ihr nicht wollt. Wenn ihr nicht bei uns bleiben wollt, wird mein Sohn euch wieder heimführen.“

„Aha! Nun, dies ist eine verblüffende Wendung!“

„Ich möchte Sie nicht täuschen: Wir brauchen Sie dringend!“

„Ich für meinen Teil“, sagte Barra, „mache mit. Ich bleibe. Und ich weiß genau, daß auch andere bleiben werden. Nur die ganze Truppe – das ist eine andere Frage.“

„Danke, Doktor. Sie sind uns herzlich willkommen.“

„Mißverstehen Sie mich bitte nicht. Ich bleibe aus rein egoistischen Gründen. Ich bin neugierig auf euer Wissen. Ich möchte alles über meinen Beruf erfahren, was ich nicht weiß, was ihr aber sicherlich wißt.“ Sie fragte begierig: „Wißt ihr alles?“

Zum erstenmal spürte die Ärztin in ihrem Geist eine Wärme, die etwa ein Lächeln ausdrückte.

„Ich freue mich, Ihnen helfen zu können, Doktor. Mein ganzes Leben lang bin ich darauf gedrillt worden. Ich kann Ihnen Behandlungsmethoden aufzählen, die ich zwar nicht verstehe, von denen aber Sie sich sicherlich ein Bild machen können. Ich weiß über alle Zweige der Medizin Bescheid.“

„Ich bleibe“, sagte Barra glücklich und schloß die Au-

gen. „Ich bleibe.“ Dann öffnete sie sie plötzlich wieder.  
„Wie alt sind Sie?“

„In Jahren?“

„Ja.“

Die Frau dachte schweigend nach. „Ich würde sagen, vierhundert.“

„Und Wolf?“

„Ungefähr zweihundertfünfzig. Jede Generation lebt länger als ihre Eltern. Mein Sohn wird länger leben als ich.“

„Donnerwetter!“ sagte Barra voll Staunen. „Aber würden unsere Soldaten ... würden diese Frauen das nicht verhindern? Unsere Rasse ist der Ihren unterlegen. Wir lesen keine Gedanken, wir leben nicht so lange, wir können nicht so schnell laufen, und so weiter. Welche Wirkung wird das auf die nächste Generation haben?“

„Sie wird schwächer sein, aber nicht so schwach, wie Sie denken. Unsere Genetik-Experten haben dies alles genau durchdacht, und wir sind bereit, den Verlust auf uns zu nehmen. Wir haben keine Wahl. Eure Frauen haben eine gute Konstitution, sie sind intelligent. Ihre Kinder werden vielleicht nicht die Fähigkeit haben, Gedanken zu lesen oder uns in anderer Hinsicht gleichkommen können, und wir müssen daher eine Zeitlang mit einer geringeren Rasse vorlieb nehmen. Wir haben schon daran gedacht, unser Wissen wieder zu Papier zu bringen, weil wir die Notwendigkeit dazu voraussehen.“

„Ihr habt wirklich an alles gedacht“, rief Barra aus. „Nun, an fast alles. Wie wollen Sie es den Soldaten sagen?“

„Sie werden es ihnen sagen, Doktor.“

„Ich?“

„Sie. Sie respektieren Sie, Ihre Intelligenz. Ihnen werden sie glauben. Und sagen Sie es ihnen bald, damit sie sich die Sache auf dem Rest des Marsches durch den Kopf gehen lassen können. Und bitte, machen Sie ihnen klar, daß mein Sohn sie sicher heimgeleitet wird, wenn sie nicht bleiben wollen.“

„Hmmm. Das hat etwas für sich. Also gut, ich werde es ihnen morgen früh beibringen.“ Sie sah wieder zu Wolf hinüber. „Ich kann es einfach nicht fassen, daß Sie ihn als zurückgeblieben bezeichnen.“

„Es tut mir leid, aber es ist so. Vielleicht trifft das Wort *Idiot* nicht ganz genau zu, aber ich konnte kein besseres in Ihrem Vokabular finden.“ Sie legte liebevoll ihren Arm um Wolfs Schultern. „Er ist den Kindern, die aus der Verbindung unserer Männer mit euren Soldaten hervorgehen würden, noch unterlegen.“

„Aber“, bohrte die Ärztin weiter, „wenn er Ihnen an Intelligenz unterlegen ist, und wir wiederum ihm unterlegen sind ... was sind dann wir?“

„Ich möchte Sie nicht beleidigen, Doktor.“

„Blödsinn – sagen Sie es nur. Was sind wir im Vergleich zu Ihnen?“

„Kinder, Doktor. Ungebildete und schwächliche Kinder.“

„Hmmm.“ Sie nickte nachdenklich. „Unter anderen Umständen möchte ich mir nicht sagen lassen, daß ich ein Idiot bin. Aber ... Sie werden mit unseren Mädchen ein Risiko eingehen.“

„Uns bleibt keine Wahl. Und eure Mädchen sind wenigstens geistig gesund.“

Barra hob die Augen zum Himmel. Die Sterne leuchteten klar und schienen fast greifbar nahe zu sein.

„Also gut“, sagte sie langsam. „Ich werde es ihnen morgen vor dem Aufbruch sagen. Aber zwei Dinge werde ich verschweigen.“

„Ja ... ich spüre es. Ich ahne, was das eine ist.“

„Zwei“, beharrte Barra. „Ich werde nichts über Wolf sagen. Sie sollen denken, was sie wollen, sollen sich ihre eigenen Gründe ausdenken, warum er nicht in die Stadt darf. Ich werde seine Mängel nicht erwähnen ... es gibt ein paar Mädchen, denen das nicht gefallen würde.“

„Ich ahne, was Sie sagen wollen.“

„Es gibt ein paar Mädchen, die ihn anbeten. Lassen wir sie dabei. Sie brauchen das vielleicht.“

„Ja, und das andere?“

Barra lachte leise. „Ich werde meinem Captain nicht sagen, daß Sie Wolfs Mutter sind. Vielleicht später, aber nicht jetzt. Mein Captain erwacht langsam zur Frau – ich glaube, daß wir sie ganz erwachen lassen sollten.“

## 2.

Captain Zee zog voller Bestürzung nach Nordwesten.

Sie schritt weit den Wagen voraus, allein, gleich hinter der Vorhut. Sie wollte allein sein, denken, ohne Dr. Barra und die beiden Eingeborenen in der Nähe. Sie wollte das, was Dr. Barra ihr und der Truppe heute morgen mitgeteilt hatte, in Ruhe verarbeiten und zu einem Entschluß kommen.

Sie wußte, daß ihre Truppe sich spalten würde, spalten in die, die bleiben und die, die den Rückmarsch antreten würden. Und was sollte sie mit denen tun, die blieben? Barra, zum Beispiel, hatte offen erklärt, daß sie bleiben würde. Wie könnte sie eine Massendesertion verhindern? Und da eine Desertion nicht zu verhindern war, wie sollte sie mit diesem Problem fertig werden?

Sie konnte die Deserteure nicht bestrafen, das war ihr klar. Wenn die Leute in der Stadt so waren, wie Barra sie beschrieben hatte, würden sie den Soldaten Zuflucht gewähren und sie vor Strafe schützen. Wie konnte sie dann die Disziplin unter dem Rest aufrechterhalten? Wie konnte sie Gehorsam unter denen aufrechterhalten, die nach Hause wollten, zurück in die Kolonie?

Die Kolonie.

Und wie konnte sie ihren Vorgesetzten auf den Inseln unter die Augen treten, wenn sie die Hälfte ihrer Truppe verloren hatte, die Disziplin in alle Winde zerstoßen war?

Zee hob die Hand an die Augen und entdeckte Tränen, Tränen, die sie seit ihrer Kindheit nicht mehr gekannt hatte.

Unter den Soldaten herrschte eine angespannte Stimmung. Überall hörte man Gesprächsfetzen, die sich nur um ein einziges Thema drehten: Was tust du? Gehst du zurück? Bleibst du hier? Was wird mit uns geschehen, wenn wir bleiben? Werden wir je unsere Heimat wiedersehen?

Die meisten waren neugierig auf das, was vor ihnen lag und zeigten keine große Lust, in den ewigen Regen der Kolonie zurückzukehren.

Was würde der Captain tun? Längst hatten die Soldaten ihr Interesse an dem Mann bemerkt und ebenfalls das des

Leutnants. Was würden sie tun? Würden sie um ihn kämpfen? Das wäre ein Schauspiel so recht nach ihrem Herzen.

Und der Doktor hatte gesagt, daß sie bleiben könnten, ob nun der Captain blieb oder nicht. Sie hatten freie Wahl. Nun, man würde sehen.

Die Kolonne schlug einen großen Bogen um die Ruinen einer riesigen Stadt, die sich meilenweit, so weit das Auge reichte, erstreckte. Wolf hatte sie gewarnt, sich ihr zu nähern und führte die Vorhut von ihr fort. Aller Augen blickten in eine Richtung und suchten die zerstörten Steinriesen, als sie von ferne vorbeizogen.

„Was ist es, Wolf?“ Barra sah ihn fragend an.

„Sterben“, sagte er und verbesserte sich dann: „Tod.“

„Tod in der Stadt? Menschen oder Tiere?“

„Keine Menschen, keine Tiere. Tod, unsichtbar, unfüh-  
bar.“

„Ein Tod, den man weder sehen noch fühlen kann? Noch mehr Zauberei deiner Vorfahren?“ Sie konzentrierte ihre Gedanken auf die Frau, die neben Wolf schritt. „Was verursacht ihn?“

„Ich weiß die Antwort nicht. Sie stand nicht in den Fragmenten. Ich weiß nur, daß nur ein Gang durch die Straßen schon einen schnellen, unsichtbaren Tod herbeiführt. Die Körperhaare fallen aus, die Haut verfärbt sich, die Organe bluten. Es wird einem schrecklich übel und manchmal schält sich die Haut in großen Fetzen ab. Und nach ein paar Tagen stirbt man.“

„Und nur, weil man durch die Straßen gegangen ist?“

„Das ist die Wahrheit.“

„Könnte es von den *Kanonen* kommen, die Wolf erwähnte?“

„Nein, es kommt nicht von den Kanonen.“

Barra ging weiter, die Augen auf den Boden geheftet. „Ich wollte es schon lange erwähnen“, sagte sie, ohne es auszusprechen. „Unsere beiden Offiziere haben große Neugier in bezug auf diese *Kanonen* gezeigt ... Ich möchte vorschlagen, daß Sie ihnen das Geheimnis dieser Waffen nicht verraten.“

Sekundenlang fühlte sie wieder die Wärme, diese Zustimmung und Billigung ihrer Gedanken. „Keine von euch wird etwas erfahren.“

„Danke.“ Und dann fragte sie: „Ich hoffe, ihr habt Mittel und Wege, um euch und eure Stadt zu verteidigen?“

„Die haben wir. Sie haben nichts mit Kanonen oder anderen Waffen zu tun, aber sie sind sehr wirkungsvoll. Mein Sohn hätte Ihnen den Verlust von sieben Leben ersparen können, wenn er diese Fähigkeit beherrschte.“

„Ach ... Wieder einer seiner Mängel?“ Die Ärztin war bemüht, sich vorsichtig auszudrücken.

„Das stimmt.“

„Ich mochte nicht neugierig sein“, erwiderte Barra. „Aber sagen Sie mir nur dies: Nach dem, was Sie gesagt haben, beruht Ihre Verteidigung nicht auf Handwaffen oder physikalischen Waffen?“

„Nein.“

Die stummen Überreste der Stadt blieben zurück, ein ewiges Zeugnis für das Genie früherer Menschen.

Zee bemerkte, daß sie wieder einer Straße folgten wie der, die sie zu Beginn ihrer Reise gefunden hatten. Sie sag-

te nichts, überzeugt, daß die Rätsel um die Erbauer dieser Straße sich nicht lösen ließen.

Aber sie kämpfte immer noch mit ihrem Problem.

Sie war nun schon so weit, daß sie nicht mehr daran dachte, die Soldaten, die hierbleiben wollten, zu bestrafen. Unbewußt hatte sie damit einen Teil ihres Problems aufgegeben und machte sich jetzt nur noch Gedanken darüber, wie sie die Disziplin auf der Rückreise aufrechterhalten konnte und wie wohl der Empfang ausfallen würde, der sie erwartete.

Zee wußte nicht, wie sie darauf gekommen war, aber sie dachte plötzlich: Die Hälfte. Wenn die Hälfte hierbleiben würde, wie sollte sie es mit der anderen Hälfte schaffen, sicher zurück in die Kolonie zu kommen? Natürlich würde sie die Gespanne mitnehmen, sie gehörten ja der Königin, und sie kannte ja auch jetzt das Land und seine Gefahren. Aber trotzdem könnte sie es nicht ertragen, noch einmal den kleinen, weißen Wilden gegenüberzustehen, und das nur mit der Hälfte ihrer Leute. Keine würde in die Kolonie gelangen.

Wolf würde sie zurückbegleiten, vielleicht zusammen mit dieser Frau.

Diese Frau ...

Die Frau mußte auf ihn gewartet haben.

All diese langen Wochen hatte sie auf den Mann gewartet.

Auch Donn schien sich das überlegt zu haben und kam nicht in die Nähe des Paares.

Korporal Avon war umgekehrt, und nun hatte sich wohl in der Kolonie schon die Neuigkeit von den sonnendurchglühten Ebenen herumgesprochen.

Vielleicht dachte der Offizier, den sie als ihre Vertreterin bestimmt hatte, daran, Patrouillen auszuschicken und stellte die Wachen am Paß weiter westlich auf. Weiter allerdings würde sie nicht denken. Sie würde warten, bis Zee zurückkehrte.

Bis Zee zurückkehrte.

Das würde ein bitterer Tag werden. Der Kommandant kehrte nur mit der Hälfte seiner Truppen zurück. Würde man ihre Erklärung akzeptieren? Man würde sie degradieren und zusammen mit Korporal Avon und ihrem Kind nach Hause schicken.

Und dann würde man mehr Truppen durch die Tunnels in die Prärie schicken – ohne Führer – und sie würden die Stadt finden. Die Spur, die sie hinterlassen hatten, war ja deutlich genug. Und dann mußten sich die Deserteure verantworten. Aber sie würde es nicht miterleben. Sie würde zu Hause auf den Inseln sein.

Die Vergeltung lag in den Händen ihrer Nachfolgerin.

Aber die Soldaten, die hierblieben? Wer würde bei ihnen bleiben? Was würde aus ihnen werden? Barra hatte ihnen offen erklärt, was von ihnen erwartet wurde. Wie viele würden ein Familienleben dem Soldatentum vorziehen? Oder vielmehr, den Polizeipflichten in der Kolonie?

Zee zog die Jacke aus und ließ sich die warme Sonne auf Schultern und Rücken scheinen. Das Wetter in der Kolonie war wirklich niederträchtig. Und Barra hatte recht – die Soldaten waren hier tatsächlich gesünder, viel zufriedener als an der Küste.

Nie kam ihr der Gedanke, der Ärztin die Schuld an ihren Problemen zu geben, weil sie sie zu dieser Expedition

überredet hatte, oder den Mann zu verurteilen, der alles verursacht hatte. Man hatte ihr ein begehrenswertes Objekt hingehalten, und sie hatte danach gegriffen. Es war allein ihre Schuld.

Wolf gefiel ihr.

Und sie freute sich auf die lange Rückreise mit ihm an ihrer Seite. Wenn nur die Frau nicht mitkäme. Aber vielleicht war ihr Platz in der Stadt, und dann waren Wolf und sie allein. Allein.

Würde Leutnant Donn zurückkehren? Oder bleiben?

Donn dachte über dieselbe Frage nach.

Sie marschierte ganz am Schluß, kurz vor der Nachhut, wo sie allein sein konnte. Sie sah den Captain in der Ferne und erriet ihre Gedanken. Donn machte sich keine Illusionen über die Absichten des Captains. Die Soldaten glaubten fest, daß sie bleiben konnten, ohne bestraft zu werden, weder jetzt noch in Zukunft.

Aber Zee, der Mustersoldat, würde der Stadt den Rücken kehren und zurück an die Küste marschieren. Das heißt, jetzt würde sie das. Eine Zeitlang war Donn nicht ganz sicher gewesen, aber seit die Frau da war, verschwanden die letzten Zweifel. Zee würde zurückkehren, und wenn es das Ende ihrer Karriere bedeutete.

Und was bedeutete das für sie, Leutnant Donn?

Wenn sie mit dem Captain zurückkehrte, würde sie nach deren Degradierung das Kommando über die Kolonie bekommen. Und in dieser Eigenschaft müßte sie wieder hierhermarschieren, die Stadt belagern und die Deserteure fangen. Nicht sehr schön. Und wieder, wenn sie blieb, müßte sie die Stadt gegen den neuen Kommandanten ver-

teidigen, wenn diese Frau mit ihren Truppen kam. Auch keine schöne Aussicht.

In jedem Fall würde sie also kämpfen müssen. Es sei denn – und vielleicht war das möglich – es würde niemand mehr versuchen, die Stadt anzugreifen. Und das würde wohl der Fall sein, wenn niemand von ihnen in die Kolonie zurückkehrte. Dann würde die Kolonie den Paß schließen und die Expedition abschreiben. Die frühe Rückkehr des Korporals würde nicht zählen, wenn nach einem Jahr oder mehr weder der Captain noch seine Soldaten auftauchten, und die Sache wäre erledigt. Dann konnte sie ungestraft bleiben.

Und Wolf würde ihr gehören.

Das heißt – wenn das Problem dieser anderen Frau gelöst war.

Dann merkte nicht, daß sie immer mehr zurückblieb, bis ihr die Nachhut fast auf die Fersen trat. Ohne Zusammenhang bemerkte sie: „Ein ziemliches Problem, wie?“

„Ich habe die Sache gründlich durchdacht.“

„Jawohl, Leutnant.“

„Ich glaube“, sagte sie langsam, um ihren Worten mehr Gewicht zu geben, „daß die Truppe, die in die Kolonie zurückkehrt, nicht die volle Stärke haben wird.“

„Jawohl, Leutnant.“

„Sie werden Schwierigkeiten haben, Angreifer abzuwehren.“

Eine der Wachen sah sie an. „Jawohl, Leutnant.“

Dann nickte noch einmal langsam, wie gelähmt von der Schwere des Problems, und setzte sich in Trab, um die quietschenden Wagen einzuholen. Die Soldaten beobachteten sie, bis sie außer Hörweite war.

„Was habe ich gesagt?“

„Verwundet oder nicht, ein paar von den Küken haben auf sie gewettet. Sie glauben, sie kann den Captain unterkriegen.“

„Aber woher denn! Der Captain ist doch stark!“

„Ich möchte dabei sein, das ist alles. Ich will dabei sein.“

„Wirst es schon nicht verpassen, Küken. Der Leutnant, der bleibt hier. Und wenn der Captain ihr befiehlt, kehrt-zumachen und Richtung Heimat zu marschieren – dann könnt ihr was erleben!“

„Und wenn der Captain nicht zurückgeht?“

„Paß nur auf diesen Wolf auf, dann merkt ihr schon, woher der Wind weht.“

„Und wenn sie unbedingt zurück will?“

„Und wenn er sie einfach unter den Arm nimmt und wegträgt?“

„Was mich betrifft, mir paßt die Aussicht, diese kleinen Männer mit ihren Feuerwaffen wiederzutreffen, gar nicht.“

„Du weißt doch, was du dagegen tun kannst, nicht, Küken?“

Captain Zee hielt ihre Augen fest auf den fernen Horizont gerichtet und suchte eifrig nach dem ersten Glitzern von Wasser. Sie fühlte, daß sie sich dem Ziel näherten.

Bald war der Zweck ihrer Expedition erreicht, obwohl auf ganz andere Weise, als sie es sich erträumt hatte.

„Captain?“

Sie fuhr herum und fand Wolf neben sich. Sie hatte ihn nicht herankommen hören.

„Ja?“

„Wir müssen hier eine Wendung machen.“ Er deutete jetzt mehr nach Norden.

Ohne Zögern rief sie der Vorhut ihre Befehle zu, und langsam zog die Karawane in die gewiesene Richtung. Die Pfadfinder waren nicht mehr so aufmerksam wie zu Beginn und verließen sich darauf, daß der Mann sie rechtzeitig auf eine herannahende Gefahr hinweisen würde. Auch sie spürten, daß der Marsch seinem Ende zuging.

„Wo ist deine Stadt?“ fragte Zee.

Er hob den Arm. „Bald.“

Während sie nebeneinander hergingen, suchte sie wieder den Horizont ab. „Werden wir sie morgen erreichen?“

„Nein.“

„Übermorgen?“

„Ich glaube, ja.“

Wieder schwiegen sie. Zee betrachtete den Boden, stieß mit dem Fuß nach Grasbüscheln und sagte schließlich: „Ich habe nicht vor, lange zu bleiben. Nur bis sich die Pferde und Truppen ausgeruht haben und Lebensmittel und Wasservorräte aufgefüllt sind. Können wir von euch Vorräte bekommen?“

„Ja“, antwortete er. „Ich möchte, daß du ...“

„Du möchtest was?“ fragte sie und merkte zu spät, daß sie ihn unterbrochen hatte. „Ja?“

„Ich möchte, daß du bleibst. Wünsche mir.“

„Danke“, sagte sie steif. „Ich kann nicht bleiben.“ Und wieder marschierten sie schweigend weiter. Die Vorhut erreichte einen Hügel, kletterte hinauf und verschwand über die Kuppe. Als auch sie oben angekommen waren, sahen sie die Vorhut schon die nächste Erhebung erklet-

tern. Für eine kurze Weile waren sie ganz allein, als die Vorhut wieder verschwunden war und die Truppen den Hügel hinter ihnen noch nicht überschritten hatten.

„Ich möchte“, sagte der Mann wieder.

„Warum?“ fragte sie scharf.

„Mag dich“, sagte er.

Zee wiederholte: „Danke“, aber ihre Stimme hatte die Steifheit verloren. „Wie sieht eure Stadt aus?“

Er sah sie neugierig an. „Weiß nicht.“

„Das weißt du nicht? Aber wieso denn nicht?“

„Ich bleibe draußen.“

„Aber du hast sie doch als Kind gesehen. Du mußt doch irgendwann einmal darin gelebt haben?“

„Weiß nicht mehr.“

„Weißt du denn gar nichts mehr darüber?“

„Nein, kann nicht“, antwortete er. „Sie ... ändert sich.“

„Sie ändert sich? Was meinst du damit?“

„Weiß nicht. Ändert sich. Meine Mutter erklärt dir.“

„Danke.“ Zee versuchte, uninteressiert zu scheinen. „Ich werde sie nächstens einmal fragen. Sie ... Wer?“

„Mutter.“ Er beobachtete sie genau.

Zee griff seinen Arm, daß er stehenbleiben mußte. Ein Blick zurück zeigte ihr, daß die Karawane über den Hügel kam.

„Sie ist deine Mutter?“ fragte Zee. „*Diese Frau?*“

Er grinste sie an. „Ja.“

Völlig perplex konnte sie ihn nur anstarren, ohne voll und ganz die Bedeutung seiner Worte zu erfassen.

„Aber warum hast du es mir nicht schon vorher gesagt?“

„Nicht gefragt.“

Zee sah zu der Frau hinüber, die neben Barra ging und wandte sich wieder um, um den Marsch fortzusetzen. Unfähig, ihre chaotischen Gedanken zu ordnen oder dieses seltsame, neue Gefühl zu verstehen, das sie aus dem Gleichgewicht brachte, stapfte sie hölzern neben dem Mann her und merkte erst geraume Zeit später, daß sie immer noch seinen Arm hielt.

Sie hakte die Daumen beider Hände in ihren Gürtel.

In dieser Nacht waren die Sterne größer, als sie sie je gesehen hatte, und viele tausend mehr als sonst standen am Himmel.

Sie breitete ihren Schlafsack abseits vom Feuer und den Wagen aus, wo die Lagerfeuergespräche nur noch wie ein undeutliches Gemurmel zu hören waren. In der Ferne konnte sie die Silhouette der Wache erkennen. Zee lag auf dem Rücken und hatte die Hände unter dem Kopf verschränkt.

Die Sterne leuchteten, die Luft war frisch und klar. Der Tag, der so wenig schön begonnen hatte, endete in sanfter Klarheit.

Und übermorgen – Wolfs Stadt.

### 3.

Zee sah enttäuscht auf die Wasserfläche.

Am Tag zuvor hatte sie den Marsch beschleunigt und die Gespanne so schnell wie möglich vorangetrieben, bis der Doktor das Tempo mit Gewalt mindern ließ, da ja immer noch Verwundete in den Wagen lagen. Zee schritt wie gewöhnlich der Truppe weit voraus und wartete ungeduldig

auf den ersten Blick aufs Wasser. Immer wieder mußte sie stehenbleiben und warten, bis die Kolonne sie eingeholt hatte. In der Nacht warf sie sich unruhig herum und konnte ihre Gedanken nicht vom morgigen Tag losreißen.

Sie war schon vor Sonnenaufgang auf den Beinen und ließ das Lager ungewöhnlich früh abbrechen. Sie suchte Wolf und seine Mutter und fragte sie, ob sie heute die Stadt erreichen würden. Wolf nickte, während die Frau sie nur mit ruhiger Neugier betrachtete. Dann mahnte Zee die Soldaten, wachsam zu sein und sich der Stadt wie jedem anderen fremden und womöglich feindlichen Objekt zu nähern.

Und dann marschierte sie unermüdlich weiter.

Am frühen Vormittag entdeckte Zee die Wasserfläche und lief darauf zu. Sie rannte bergab, über kahlen Boden und kam am sandigen Ufer des Meeres zum stehen, eines riesigen Meeres, das seltsamerweise weder Wellen noch andere Bewegung zeigte. Sie suchte nach einer Stadt, die nicht da war.

Ihre Enttäuschung grenzte fast an Zorn.

Weit hinten quietschten die Wagen, und die Soldaten auf der Flanke erhöhten ihr Tempo und bildeten einen Halbkreis, dessen Enden bis zum Meer hinunterreichten, während die Mitte sich öffnete, um die Wagen einzulassen und sich hinter ihnen wieder schloß. Die Nachhut postierte sich auf dem Hügel über dem Wasser und beobachtete das Binnenmeer und die Ebene auf der anderen Seite des Hügels.

Barra betrachtete das Meer und schwieg.

„Nun?“ wandte sich Zee an Wolf und baute sich angriffslustig vor ihm auf.

Er schien amüsiert. „Hier“, sagte er.

„Wo? Unter Wasser? Oder auf einer Insel?“

„Hier“, wiederholte er und zeigte auf das Wasser zu seinen Füßen.

Sie sah hinunter und dann zu ihm auf.

„Wo ist sie?“

Der Mann sah sich nach seiner Mutter um und schien von ihr unausgesprochenen Zuspruch zu bekommen. Er ergriff Zees Hand und führte sie ein paar Schritte ins Wasser hinein.

„Hier“, sagte er nochmals. „Sieh hinunter.“

Sie gehorchte ungeduldig und sah, wie das Wasser ihre Knöchel umspülte. Bevor sie protestieren konnte, hatte sich Wolf rasch gebückt und spritzte eine Handvoll Wasser auf ihre Uniform. Sie fuhr mit einem ärgerlichen Ausruf zurück und versuchte, das Wasser von ihren Kleidern zu schütteln. Aber ihre Hand fühlte keine Feuchtigkeit. Erstaunt sah sie auf ihre Kleider, dann in das Wasser und tauchte schließlich ihre Hand hinein. Es schien naß zu sein. Sie zog die Hand heraus und starrte verwundert auf die trockene Haut.

„Wolf – was ist das?“

„Fühl“, belehrte er sie. „Fühl den Grund.“

Zee bückte sich und legte beide Hände auf den Meeresboden.

„Schließ die Augen“, sagte er dann.

Sie gehorchte verwundert.

„Was fühlst du?“ fragte er.

„Nun, Schlamm natürlich ...“

„Was fühlst du?“ fragte er noch einmal.

Sie zögerte, bewegte ihre Finger, grub ihre Hände hinein.

„Bei allen Heiligen!“ rief sie aus. „Staub!“

Neben ihr stapfte Barra ins Wasser.

„Staub?“

„Staub, Barra, Staub! Steck deine Hände ins Wasser und mach die Augen zu. Verlaß dich nur auf dein Gefühl!“

„Ja, es ist Staub“, echote Barra. „Was für ein Trick ist das?“

„Straße“, sagte Wolf.

„Dies ist eine ... Wir stehen auf einer Straße?“

„Straße.“ Er machte einen großen Bogen mit seinem Arm. „Stadt hier.“

„Aber was ist dieses Wasser?“ wollte die Ärztin wissen. „Oder das, was Wasser zu sein scheint?“

„Kein Wasser“, antwortete er und schwieg, weil ihm die Ausdrücke fehlten, um es zu beschreiben.

Barra wandte sich an seine Mutter. „Dies“, sagte sie laut, weil Zee daneben stand, „ist die Verteidigungsmethode, von der Sie gesprochen haben, nicht?“

„Das ist richtig.“ Zee und die Ärztin konnten beide die Antwort vernehmen, obwohl die Frau ihre Stimme nicht gebrauchte. „Aber was Sie hier zu sehen glauben, ist nur ein Teil der uns zur Verfügung stehenden Waffen. Dies ist kein Wasser, obwohl es allen, die sich nähern, so scheint; dies ist kein Meer, obwohl es sich weiter draußen mit dem richtigen Meer vereint. Es könnte genauso gut Feuer sein, wenn wir es wollten, oder Sand, oder Schlamm, oder ein Berg. Dies ist nur eine von den Methoden, durch die wir die Stadt vor denen, die sie nicht finden sollen, verstecken.“ Als sie endete, blickte sie Zee an.

Zee beobachtete sie neugierig.

„Eine Fata Morgana?“ fragte Barra.

„Ja. Sie stehen in einer Fata Morgana, nicht in Wasser, aber Sie werden glauben, daß es Wasser ist, bis man Sie vom Gegenteil überzeugt, wie mein Sohn es eben getan hat. In Wirklichkeit stehen Sie auf einer Straße der Stadt.“

„Hmmm. Wir sind also mitten drin?“

Die hochgewachsene Frau lächelte und blickte hinaus auf das Wasser.

„Ungefähr zwanzig Fuß hinter Ihnen steht ein Mann und beobachtet uns; er ist es, der die Fata Morgana erzeugt. Hinter ihm betrachtet uns eine kleine Gruppe von Menschen und wieder andere schauen von ihren Hausdächern herab. Wir haben lange auf Sie gewartet, und die halbe Bevölkerung sieht uns zu.“

Zee und die Ärztin drehten sich suchend um.

„Sehr geschickt“, sagte Barra erstaunt. „Wirklich sehr geschickt.“

Wolf griff nach Zees Hand.

„Komm mit.“

Er führte sie vorwärts. Das Wasser schien an ihr hochzu- steigen, bis es ihren Gürtel erreichte. Ihre Haut blieb trocken. Als sie etwa zwanzig Fuß weit im Wasser waren, blieb Wolf stehen und hob ihren Arm in die Luft. Ein Unsichtbarer nahm vorsichtig ihre Hand und zog sie langsam weiter.

„Was ist das?“ wollte Zee wissen.

„Wache“, sagte Wolf und trat zurück. „Geh hinein.“

Sie ließ sich weiterziehen. Plötzlich war sie verschwunden.

„Was ...?“ rief Barra.

„Sie ist jetzt hinter der Wache, und wir können sie nicht

mehr sehen. Aber sie kann jetzt die Stadt sehen und dreht sich um, um zu uns herüberzublicken. Jetzt schaut sie wieder auf meine Leute und die Stadt. Sie traut uns nicht recht.“ Die Frau sah die Ärztin an. „Möchten Sie auch gerne hineingehen?“

„Mein Gott, ja!“

Wolf führte die Ärztin ins Wasser und hielt ihre Hand in die Luft. Sie wurde von der unsichtbaren Wache ergriffen, und sanft wurde Barra über die unsichtbare Schwelle gezogen.

Leutnant Donn wartete mit den Soldaten am Strand. Sie war genauso wachsam und auf Sicherheit bedacht wie der Captain, aber sie hatte mehr Vertrauen in Wolf und die Frau als Zee.

Zee tauchte plötzlich wieder auf, bis zur Hüfte im Wasser. Sie hielt sich an etwas Unsichtbarem fest, um nicht den Weg zu verlieren. Wolf wartete in einiger Entfernung.

„Ich möchte die Soldaten hereinholen.“

Wolf sagte: „Ja.“

„Wieviele?“

Wolf wandte sich an seine Mutter, die am Ufer stand.

„Soviel Sie wollen. Wir möchten Sie vor allem von unserer Aufrichtigkeit überzeugen. Sie können kommen und gehen, wie und wann Sie wollen. Niemand wird Sie halten.“

Zee rief den Leutnant.

„Ja, Captain?“

„Teilen Sie die Truppe. Die Hälfte wird mit mir die Stadt durchsuchen, die anderen lassen Sie Wache stehen. Wenn ich wiederkomme, führe ich die zweite Hälfte hinein. Barra wird Verbindung halten.“

„Jawohl, Captain.“

Zee blieb auf ihrem Platz stehen und ließ die Soldaten an sich vorbei ins Wasser marschieren, wo sie verschwanden. Dann folgte Zee ihnen.

Wolf und seine Mutter stiegen aus dem Wasser und setzten sich ins Ufer, um zu warten, wie Zee es vorgeschlagen hatte. Der Leutnant würde sie als Geiseln behalten, falls der Captain nicht wiederkam.

Weil Zee noch immer an die Möglichkeit von Feindseligkeiten glaubte – und weil sie dazu erzogen war, alles was nicht unter dem Schutz der Königin stand, als feindlich zu betrachten – ließ sie die ganze Truppe am Ufer nächtigen. Alle hatten die Stadt gesehen, die kleine Zahl der Bevölkerung bestaunt, keine physikalischen Waffen gefunden und waren ans Ufer zurückgekehrt. Sie kampierten am imaginären Ufer bis hinauf auf den Hügel. Die Wache hatte sie nach beiden Seiten verstärkt.

Wolf war bei ihnen, und kurz vor Anbruch der Nacht tauchte auch seine Mutter auf und gesellte sich zu den Soldaten.

Dr. Barra machte für sie Platz.

„Schön hier draußen, nicht wahr?“ Sie zeigte auf den aufgehenden Mond, der auf das ‚Wasser‘ eine leuchtende Straße zeichnete.

Wolf folgte ihrem Finger und grinste.

„Schwester“, sagte er, als ob das alles erkläre.

„Was ist mit deiner Schwester?“

Er sah seine Mutter an, und sie half weiter.

„Meine Tochter steht jetzt Wache. Um die Illusion, die

Sie sehen, vollständig zu machen, müssen wir auch Details hinzufügen, wie jetzt die Mondstraße und manchmal einen Fischschwarm. Obwohl wir Personen, die sich nähern, schon von weitem entdecken können, wollen wir ihnen, selbst wenn sie feindlich sind, doch nichts tun und so täuschen wir sie durch ihre eigenen Augen, und sie gehen weiter.“

Barras Neugier wurde sofort wach. „Sie entdecken sie von weitem? Wie denn?“

„Durch unser geistiges Training. Sie werden sehen, daß unsere Vorfahren zwar mechanische Geräte besaßen, um in die Ferne zu sehen, daß wir aber ein weit besseres Mittel dafür entwickelt haben, die geistige Wachsamkeit. Sie hatten schon mit geistigen Kräften experimentiert, konnten sie aber nicht anwenden. Aber, wie Sie sehen, wenden wir sie sehr erfolgreich an. Den Vorfahren fehlte es an Geisteskraft.“

„Einen Augenblick – woher wissen Sie, ob jemand kommt?“

„Wir spüren es, und gleich danach sehen wir ihn.“

„Und Sie wußten, daß wir kamen?“

„Ja. Wir spürten es, als Sie noch eine Woche entfernt waren. Soviel Menschen können nicht unentdeckt bleiben. Und ich bin Ihnen sofort entgegengekommen.“

Barra schüttelte den Kopf. „Bei der Königin! Mir hätte nie von so etwas geträumt! Sie können mit Ihrem Geist ja alles machen!“

„Das können wir!“

„Ha!“ rief Barra triumphierend. „Jetzt habe ich Sie! Sie haben uns absichtlich hierhergelockt, haben den Wunsch

dazu in uns geweckt. Hier sind wir also. Sie haben uns gesagt, was Sie von uns erwarten, und eine gewisse Anzahl wird Ihren Wünschen entsprechen.“ Sie grinste die andere an. „Zählen Sie mich zu diesen. Aber es wird wahrscheinlich Schwierigkeiten geben, wissen Sie das?“

„Das haben wir erwartet.“

„Zee wird morgen unruhig werden und zurückkehren wollen, obwohl die Pferde noch nicht ausgeruht sind. Sie ist ganz und gar Soldat. Die anderen sind anders: Einige sind Frauen, andere Soldaten, aber für alle ist Desertion eine schlimme Sache.“

„Sie haben recht, und auch das haben wir erwartet. Einige Ihrer Leute werden aus persönlichen Gründen hierbleiben wollen, andere wegen des Wissens, das wir ihnen bieten. Wieder andere haben keinen besonderen Grund. Und der Rest glaubt an etwas, das sie *Pflicht* nennen, darauf sind sie gedrillt. Der Drill hat sie notwendigerweise ihrer Persönlichkeit und der Fähigkeit zu denken beraubt.“

„Das stimmt. Also ...?“

„Wir möchten keine Frauen bei uns haben, die nur physische Annehmlichkeiten suchen oder solche, die nichts Besseres zu tun haben. Die Wissensdurstigen hingegen heißen wir willkommen, denn sie verstehen uns und sind bereit, das Wissen lebendig zu erhalten. Daher werden die Soldaten, wenn sie morgen erwachen, ihre Persönlichkeit wiedergefunden haben und in der Lage sein, die Situation genau zu überdenken und ihr Schicksal bewußt zu bestimmen.“

„Was? Wollen Sie sagen, daß Sie an ihrem Geist herumdoktern?“

„Nein, mein guter Doktor, nein. Wir fügen weder ihrem Geist noch ihrem Körper Böses zu. Aber wir geben ihnen die Geisteskräfte, die sie brauchen, um unsere Probleme klar zu verstehen und zu begreifen, was wir von ihnen erwarten, und zwar ohne Angst vor Strafe, ohne Bindung an Pflicht und Drill. Sie werden vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben wirklich frei wählen können.“

„Hmmm. Und die, die nicht bleiben wollen?“

„Die werden alles zurückbekommen, was wir zeitweise aus ihrem Geist entfernt hatten: Pflichtbewußtsein, Treue, Drill, und sie werden wieder dieselben Personen sein wie vorher.“

„Wenn Sie das fertigbringen, finde ich das herrlich“, kommentierte Barra.

„Wir können es wirklich, Doktor. Sie können gar nicht ahnen, was wir alles fertigbringen.“

„Nein, aber ich werde es hoffentlich bald herausfinden.“ Sie zögerte. „Ich möchte nur wissen, wie viele Soldaten zurückkehren werden.“

Wolf grinste.

Seine Mutter antwortete: „Sie werden sehr überrascht sein.“

„Nun erzählen Sie mir aber nicht, daß Sie die Zukunft voraussehen können!“

„Nicht, wie Sie es meinen. Aber mit einem so großen Wissen ist es nicht schwer, ins Morgen zu blicken.“

„Ich liebe Überraschungen“, sagte Barra nach einer Weile.

Ein kurzer, scharfer Pfiff weckte Captain Zee.

Schnell sprang sie auf und sah erstaunt die ganze Truppe

am Ufer des nichtexistierenden Meeres in drei Reihen vor Leutnant Donn aufgebaut. Selbst die Wachen waren da.

Ärgerlich rannte sie auf die Truppe zu und nur langsam wurde ihr klar, was diese Morgenparade bedeutete.

Es war die Entscheidung. Der Wendepunkt. Hier und jetzt war das Ende ihrer militärischen Laufbahn gekommen, ein Ende, das sie sich nicht hätte träumen lassen, als sie so optimistisch aus der Kolonie aufgebrochen war.

Sie ging langsam um die Dreierreihe herum und auf den Leutnant zu.

Donn salutierte.

„Truppe vollzählig angetreten, Captain.“

„Danke, Leutnant“, antwortete sie trocken. „Machen Sie weiter.“

„Ich, Captain?“ Donn sah ihr in das maskenhafte Gesicht.

„Sie, Leutnant. Finden Sie heraus, was wir beide wissen wollen.“

„Jawohl, Captain.“

Wolf und seine Mutter standen in der Nähe. Unbemerkt tauchte Barra aus der Stadt auf und trat zu ihnen. Auch Zee kam heran. Sie sagte nichts, beobachtete nur die Truppen.

Leutnant Donn begann mit lauter Stimme zu sprechen.

„Achtung!“ Sie zögerte einen Augenblick. „Ihr habt jetzt alle verstanden, worum es hier geht. Jede von euch hat Zeit gehabt, ihre Entscheidung zu treffen.“ Ihre Augen wanderten die Reihen entlang. „Diejenigen von euch, die hierbleiben wollen, bleiben im Glied. Die anderen bilden eine neue Reihe hinter dem Captain.“ Wieder zögerte sie. „Marsch!“

Der Leutnant trat zurück und wartete.

Zee schloß die Augen. Nun geschah es also. Sie öffnete sie wieder, um der Entscheidung ins Auge zu blicken.

Vier Soldaten traten aus dem Glied und gingen zu Zee hinüber. Vier!

Sie waren genauso erstaunt wie Zee, als sie ihre eigene, kleine Zahl erkannten. Unruhig starrten sie sich gegenseitig an.

Diese vier machten Zee schockartig klar, wie wenig Befehlsgewalt ihr geblieben war. Die Hälfte hatte sie in ihren dunkelsten Augenblicken erwartet, aber vier! Sie versuchte, ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu machen, als sie sich an Wolf und seine Mutter wandte.

„Sie haben gewonnen“, sagte sie dumpf.

„Warten Sie“, warnte die andere, „es ist noch nicht zu Ende.“

„Was soll denn noch kommen?“ fragte Zee mutlos. Sie sah, daß der Leutnant abseits stand und sich keiner Gruppe anschloß.

„Warten Sie.“

Die vier Soldaten hinter ihrem Rücken flüsterten miteinander, gestikulierten und schienen zu einem Entschluß zu kommen. Ein Sprecher wurde von den drei anderen nach vorne geschoben und fing verlegen an zu sprechen.

„Captain?“

„Ja?“

„Tut mir leid, Captain ... wir haben unseren Entschluß geändert. Wir glauben nicht, daß wir zu viert den Rückmarsch überstehen. Wir ... möchten gerne hierbleiben, mit den anderen.“

„Also gut.“ Zee hielt ihre Stimme kühl. Jetzt war sie al-

lein. Sie hob den Kopf und erwiderte den Gruß des Mädchens. „Gehen Sie zurück in das Glied.“

„Danke, Captain.“

Schnell traten sie ins Glied zurück. Zee sah ihren Offizier an.

„Nun, Leutnant, haben Sie sich entschieden?“

„Jawohl, Captain.“

„Werden Sie in der Stadt bleiben?“

„Nein, Captain.“

Zee versuchte, ihre Überraschung zu verbergen. Hatte sie sich in der Beurteilung des Leutnants getäuscht?

Ungläubig fragte sie: „Sie kehren in die Kolonie zurück?“

„Nein, Captain.“

„Sie ...“ Zee schwieg. Die Antwort verwirrte sie. Aus den Augenwinkeln bemerkte sie leichte Unruhe bei den Soldaten. Scharf fragte sie: „Was wollen Sie also tun?“

Leutnant Donn straffte die Schultern und grinste Zee an. Sie zeigte auf Wolf.

„Ich habe ihn gewählt.“

„Sie haben *was*?“ Es war ein neuer Schock für Zee. „Sie haben was getan?“

Sie stakte durch den Sand.

„Ich habe ihn gewählt“, wiederholte der Leutnant dickköpfig und erwartete den Captain. „Wo er hingehet, da gehe ich auch hin.“

Zee stellte sich mit gespreizten Beinen vor sie hin und beugte sich vor. „Er gehört mir!“ sagte sie laut und deutlich.

„Auf gar keinen Fall!“ schnappte Donn.

Zee löste ihren Gürtel und ließ ihn fallen.

„Mir!“ sagte sie noch einmal und schwang die geballte Faust.

Wolf rannte über den Sand und erreichte sie, noch bevor ein halbes Dutzend Hiebe ausgeteilt werden konnte. Er hielt sie fest im Griff seiner kräftigen Hände und schüttelte sie rauh. „Halt!“ kommandierte er. „Halt, oder ich ... ich ...“ Er sah sich hilfeschend nach der Ärztin um.

„Oder ich schlage euch die Schädel zusammen“, half ihm Barra vergnügt weiter.

„Oder ich schlage Schädel zusammen“, echote er.

Die Soldaten sahen dem Kampf mit offensichtlichem Vergnügen zu. Sie waren enttäuscht, daß er so schnell zu Ende war.

Dann versuchte, sich aus dem Griff zu befreien. „Aber ich habe doch dich gewählt!“ schrie sie protestierend.

„Und ich bleibe hier“, gab Zee erregt zurück. „Ich gehe nicht ohne Truppe in die Kolonie zurück, und ich bleibe nicht in der Stadt, wenn er nicht bleiben kann. Ich bleibe bei ihm!“

Barra lachte das Dreigespann an. „Mann, du hast Probleme!“

„Ich entscheide“, antwortete Wolf und schüttelte die Mädchen noch einmal. „Nicht sie wählen. Ich entscheide.“

#### 4.

Wolf wartete allein am Ufer des imaginären Meeres.

Die Sonne stand hoch und wärmte seine bloße Brust, und er wartete geduldig auf jemand, der aus der Stadt kommen würde.

Er hatte alle Spuren, die die Truppe am Ufer hinterlassen hatte, sorgfältig verwischt, die Überreste des Feuers vergraben. Nun waren nur noch seine eigenen Fußabdrücke zu sehen, und auch die würden beseitigt, sobald sie fort waren.

Die Spuren ihrer Reise würden nicht so schnell verschwinden, aber auch da würden mit der Zeit Wind und Wetter das ihrige tun. Nur etwas würde bleiben: Das Gespann, das sie den Geflügelten überlassen hatten.

Wolf sprang auf, als der Captain aus dem Wasser auftauchte.

„Gehen?“ fragte er.

„Ich bin bereit.“ Zee lachte ihn an und reckte sich in der warmen Sonne. „Die Ärztin möchte Lebewohl sagen.“

Zee hatte fast alle Kleidungsstücke abgelegt und trug nur noch einen knielangen Rock und ein kurzes Jäckchen. Ihre Füße steckten in Sandalen, weil ihre Haut noch zu empfindlich war. Aber sie hatte ihr Schwert, einen Bogen und einige Pfeile behalten. Sie stand neben Wolf am Strand.

Die Ärztin erschien.

„Wolf“, sagte sie lächelnd, „du bist mein Stolz und meine Freude. Vergiß nicht, daß ich dich zuerst sah – oder fast zuerst. Und vergiß das Wiederkommen nicht.“

Er lachte zurück und schlug ihr auf die Schulter: „Werde kommen.“

„Wohin geht ihr jetzt? Wie lange?“

Er wies nach Nordwesten. „Weit.“

„Weiter nach Westen? Ich würde gerne mitgehen, wenn mich nicht hier so interessante Dinge erwarteten. Wie lange bleibt ihr?“

Er sah sie verständnislos an.

„Ach, warum habt ihr nur keinen Kalender!“ Sie wandte sich wieder an Zee. „Sieh zu, daß ihr in einem Jahr zurückkommt, ja?“

Der Captain grinste zustimmend. „In einem Jahr.“

„Gehen?“ fragte Wolf sie eifrig.

Zee nickte.

Barra legte ihr die Hand auf die Schulter und schüttelte sie. „Keine langen Reden mehr, Zee, ich habe ja schon alles gesagt, was ich wollte. Kommt zurück!“

„Wir kommen zurück, Barra.“

„Also – auf Wiedersehen!“

Sie blieb noch eine Weile stehen und beobachtete, wie sie der geschwungenen Kurve der Küste folgten, bis sie sich mit dem richtigen Meer vereinte. Sie folgte ihnen mit den Augen, bis sie fast im Dunst von Himmel und Wasser verschwunden waren. Zee drehte sich noch einmal um und winkte. Dann schritt Barra in die Fata Morgana hinein.

ENDE

Als TERRA-Sonderband 69 erscheint:

## **Im Kosmos verschollen**

(FIRST TO THE STARS)

von Rex Gordon

*Die Leute, die Major David Spencer zum Piloten des MASAP-Projektes bestimmten, wählten auch seine Begleiterin aus – eine schöne und eigensinnige Biologin, die für David nicht viel übrig hat.*

*Aber schließlich würde man sich schon vertragen, denn die Fahrt sollte ja nur zum Mars gehen ...*

*Alles kam anders als geplant! Die Wunder und Schrecken des Weltalls erwarteten sie und bestimmten ihr Schicksal – das Schicksal zweier Menschen, die auf der Erde als „im Kosmos verschollen“ galten!*

IM KOSMOS VERSCHOLLEN ist ein phantastisch anmutendes interstellares Abenteuer – und gleichzeitig ein höchst realistischer Roman! Sie erhalten diesen neuen TERRA-SONDERBAND – wieder ein deutscher Erstdruck – in Kürze überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel. Preis 1, – DM.

Als Band 15 der Bestseller-Reihe TERRA-EXTRA  
erschien soeben:

## **Vorposten Jupitermond**

von K.H. SCHEER

Noch ist die Freiheit nicht verloren!

Irdische Wissenschaftler und Techniker kämpfen gegen die erbarmungslose Diktatur auf Terra – und gegen die Wesen von den Sternen, die die Menschen als „Tiere“ betrachten ...

Das in sich abgeschlossene Kernstück der Scheer'schen Centaurianer-Trilogie mit Professor Homer und Dr. Rolf Katmann als den Hauptpersonen des erregenden Geschehens!

Überall im Zeitschriftenhandel für 70 Pfg. erhältlich.